# Geschichten
aus
# Wald und Feld.

Der „Erzählungen alter Leute" erste Folge.

Von

**Mrs. March,**
Verfasserin von Emilie Wyndham ꝛc.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
1851.

# Liebe und Pflicht.

# Zehntes Kapitel.

Therese saß am Bette ihres Pflegekindes.

„Was ist denn eigentlich geschehen, meine theure junge Dame?“

„Victor ist da gewesen!“

„Nun?“

„Und wir sind getrennt — auf ewig!“ rief sie, indem sie die Hände rang und auf ihr Kissen zurücksank.

„Ich glaube kein Wort davon,“ sagte Therese, „ich habe recht gut gewußt, wie es kommen würde, wenn ein **de Vermont** um Ihre Hand bäte, aber man muß diesen Vorurtheilen Widerstand leisten. Der Marquis ist hart und grausam, aber er wird Sie nicht sterben lassen. Erheitern Sie Sich meine theure junge Dame! Ist Dies Alles? — Ei, das ist nur ein kleiner Schritt im Laufe einer Angelegenheit dieser Art.“

„Aber Victor!“

„O wir werden ihn sehen! und wenn ich nur ein Wenig wohler wäre, so würde ich ausgehen, denn ich möchte gern der Geschichte auf den Grund kommen!“

---

Aber es war nicht Victor, den Therese, sobald sie loskommen konnte, zuerst heimsuchte.

Sie hatte mit mehr als gewöhnlichem Muth beschlossen, sich zuerst an den entsetzlichen Marquis selbst zu wenden. — Sie hatte beschlossen, noch einen letzten Versuch zu machen, die Gefühle eines Mannes, den sie bisher so gefühllos gefunden hatte, zu erwecken, — das Mitleid eines so Mitleidslosen zu erregen und womöglich durch ihre Bitten eine so harte Natur zu erweichen, welche leider für wirksamere Thränen und Bitten unbeweglicher als ein Stein gefunden worden war.

Nachdem sie einige Augenblicke stehen geblieben war, um sich zu fassen, bot sie daher alle Entschlossenheit, welche sie besaß, auf und stieg in das Bibliothekzimmer hinab.

---

Der Marquis schritt noch immer, wie es schien, in peinliche Gedanken versunken auf und ab.

Es klopfte leise an die Thür.

„Herein!“

Therese erschien, er schrak zusammen und blieb stehen; sie kam zu ihm heran.

„Gnädiger Herr! ich komme zu Ihnen, — zu Ihnen, den alle Welt fürchtet — zu Ihnen, bis zu dem die Wahrheit niemals dringt. Ich komme, um zu Ihnen zu sprechen, wie ein menschliches Wesen zu dem andern sprechen sollte. Sie wissen, daß ich nie viel von Fürsten oder Herren gedacht habe. Nur ein menschliches Wesen ist für mich die ganze Welt gewesen. Ich komme um ihretwegen zu Ihnen — um zu sehen, ob ich in Ihrem Herzen nicht den Vater finden kann; denn Sie wissen, daß Sie ihr Vater sind!“

„Ich glaube es!“

„Es freut mich, daß Sie endlich Das anerkennen. Da Sie aber ihr Vater sind, frage ich Sie, weßhalb Sie Sich so unväterlich benehmen, Herr Marquis? Der Himmel hat Ihnen ein süßes, zartes Lamm gegeben, um es an Ihrer Brust zu schützen, und wie haben Sie es geschützt? Sie haben es aus der Welt, wo Schönheit und Jugend blühen und glänzen, genommen, um es in einer kalten, öden Einsamkeit einzumauern. Sie haben es der Freude, der Heiterkeit der jugendlichen Gesellschaft beraubt. Das muntere Gelächter von ebenso unschuldigen Geschöpfen wie sie, ist nie in ihren kindlichen Ohren erklungen. Das Lächeln jugendlicher Freundschaft hat nie ihr Herz erwärmt, jugendliche Festlichkeiten haben nie ihr Herz erfreut. Sie ist als einsame Waise in diesem düstern

Hause eingeschlossen worden, und hat hier nur eine kleine, verwelkte Alte, wie ich, zur Freundin, zur Gespielin, zur Schwester, zur Mutter gehabt."

„Sie wollten sie der Liebe vorenthalten!"

„Aber die Jugendliebe ist wie die Sonne: sie dringt bis in den dunkelsten Schatten, sie scheint für Alle, auf Alle! Ihre Strahlen dringen überall hin — sie sind auch hierher gedrungen."

„Es ist ihre eigne Schuld, gnädiger Herr! Die Liebe ist in einer Einöde, wie diese, eine furchtbare Sache: — sie ist das Leben!"

„Nun, Herr Marquis, ich weiß, warum — Sie wissen recht gut, daß ich weiß, warum der Name **de Vermont** Ihren Ohren so verhaßt ist. Aber Herr, dieses Kind! dieses Kind, dessen Leben so öde gewesen ist! diese ersten Stunden, in denen sie je den Namen des Glückes gekannt hat! Wollen Sie es wegen eines unbegründeten Vorurtheils — es war unbegründet — wollen Sie es aufopfern? — wollen Sie es tödten?"

Er lehnte an der Wand, sein Kopf war auf seine Brust gesunken, sein Gesicht mit seiner Hand bedeckt; während ihn die kleine Therese, deren Züge in ihrem Eifer sämmtlich in Bewegung geriethen, innig anflehte.

„Gnädiger Herr!" sagte sie, näher tretend, „überlegen Sie es! das süße, junge unschuldige Geschöpf! Ihr Herz ist nicht schlecht, wir wissen, daß es nicht schlecht ist, gestatten Sie ihr glücklich zu sein!"

Aber Montalembert antwortete nicht. Er blieb an die Wand gelehnt, und bedeckte fortwährend das Gesicht mit der Hand. Das Zucken seiner bleichen Lippen verrieth die Qualen, welche er erduldete. Endlich seufzte er tief auf und sagte:

„Therese, Du thust mir Unrecht!“

„Gnädiger Herr!“ sagte Therese, durch diese unerwartete Sanftmuth bedeutend besänftigt: „ich glaube, daß es Ihnen Viele von uns gethan haben. Ich kann weiter Nichts sagen, als daß mir mein Theil daran sehr leid thut. Sie werden hoffentlich verzeihen, daß ich jetzt so gerade heraus zu Ihnen spreche, Sie wissen, daß es meine Weise ist. Ich glaube nicht, Herr, daß Sie von jener alten Geschichte, die schon längst vergessen sein sollte, das Glück jenes süßen, süßen Geschöpfs vernichten lassen werden. Gnädiger Herr,“ sagte sie mit bebender Stimme: „Sie werden nicht das Kind sowohl, wie die Mutter tödten!“

Der Marquis erhob jetzt das Gesicht von seinen Händen, blickte Theresen fest an und sagte:

„Du bist sehr grausam, aber Du meinst es gut. — Deine Erwartungen sind jedoch vergeblich. Ich werde das Kind vernichten, wie ich die Mutter vernichtet habe; es ist mein unabwendbares Schicksal! Ja!“ rief er, von der Heftigkeit seiner Natur sich noch ein Mal hinreißen lassend, „ja, ich bin dazu geboren, Alles, was mein Herz und meine Augen liebten, zu zerstören, ich bin dazu geboren, von Allen, die ich an-

gebetet habe, verabscheut — ihr Unglück und ihr Verderben, ihr verachteter Tyrann — ihr verschmähter, bitterster Feind zu werden! da verwünscht zu werden, wo ich liebte! da zurückgestoßen zu werden, wo ich anbetete! Warum bin ich geboren?“

Er knirschte mit den Zähnen.

Und dann begann er gleich jenem alten, von so viel Schmerzen heimgesuchten Hebräer den Tag, an welchem er das Licht gesehen, die Erde, auf welche er trat, die Sonne, welche ihn beschien, zu verfluchen. Seine Verzweiflung war furchtbar großartig.

„Ja Therese, ich habe ihre Mutter geliebt! aber was war Derjenigen, die einen **de Vermont** anbetete, alle meine Liebe? was alle meine Zärtlichkeit, meine unnennbare Zärtlichkeit Derjenigen, die ihr Herz verschenkt hatte? Ich ein Heftiger, Verzweifelter, Rasender! er in seiner ruhigen, gemessenen Schönheit das Bild der heiligen Engel! Ja, ich sehe sie noch Beide! Sie waren Geschöpfe von der gleichen Natur — sie in ihrer Lieblichkeit! er! und was war ich? O Therese, Therese! es sind Menschen schon von weniger, als von diesem zum Wahnsinne getrieben worden!“

„Aber gnädiger Herr, Ihre Tochter! lassen Sie sie glücklich werden, lassen Sie dieses Unglück vergessen sein! es ist schon lange her! — Machen Sie sie glücklich, gnädiger Herr!“

Er erhob sich, wie aufgestachelt.

„Rede mir nicht von Glück! es ist unmöglich! — Sage ihr es ohne Weiteres, Therese, sie muß sich darein ergeben. Es steht nicht in meiner Macht! Sie täuscht sich, wenn sie denkt, daß alles dieses ein bloßes Vorurtheil, ein eingebildetes Hinderniß sei, welches von mir aus überwältigt werden könnte. Sie kann **de Vermont** nicht heirathen, es muß ein Ende nehmen!“

„Und was soll aus ihr werden?“ fragte Therese.

„Ich weiß es nicht. Sie muß unglücklich werden, wie ihr Vater vor ihr. Sie ist unter Seufzern und Schmerzen geboren worden! sie ist mit Thränen gesäugt worden! sie ist von der Reue gewiegt, von der Verzweiflung groß gezogen worden! sie wurde von dem Verbrechen verkauft! sie ist die Sclavin des Schicksals! sie muß dulden und gehorchen!“

Von diesen wilden Ausrufungen widerholte Therese nur die eine: „verkauft!“

„Habe ich gesagt verkauft? Ja an den Bösen! ich kann sie nicht mehr hinweggeben!“

Therese schwieg, Sie blickte den Marquis fest an, um sich zu überzeugen, daß er im Besitze seiner Sinne sei, als sie ihn anblickte, zweifelte sie daran. Sie wendete sich ab, denn sie fühlte, das dies kein passender Augenblick zur Erneuerung ihrer Bitte war.

---

# Elftes Kapitel.

Der Marquis hatte in der tiefen Abgeschlossenheit, zu welchre er sich aus einem bisher noch unerklärten Grunde verdammt, nicht nur die Gesellschaft jedes menschlichen Wesens vernachlässigt, sondern sie auch eifrig und fast ohne Ausnahme zu vermeiden geschienen.

Allerdings würde er in der entlegenen Gegend, in welcher das Schloß Montalembert stand, es schwierig gefunden haben, selbst wenn er dazu geneigt gewesen wäre, ihm an Geburt und Erziehung gleichstehende Gesellschaft zu finden. Man hätte in jeder Richtung fünf bis sechs Stunden weit diese schwellenden Hügel und bewaldeten Thäler durchreisen können, ohne eine einzige Landschaft von einigem Ansehen zu erblicken. Und überdies waren die Landstraßen so unglaublich schlecht, daß sechs Monate im Jahre jede Communication unbedingt unmöglich war, und daß das Bereisen

derselben selbst während der andern sechs Monate unbehaglich, ermüdend und selbst gefahrvoll wurde.

Die höhere Bürgerklasse, welche die nächste Stadt bewohnte, würde ohne Zweifel mit Stolz und Freude den Marquis von Montalembert besucht haben, wenn er ihnen auch nur die geringste Aufmunterung gegeben hätte. Denn die französische Revolution hat nicht vermocht, und alle Revolutionen, von denen jemals die Gesellschaft erschüttert worden ist, werden nicht mächtig genug sein, die Natur derselben so zu verändern, daß die Masse der Kleinen für die Beachtung der Großen unempfindlich wird. Der Marquis hatte sich aber aus Hochmuth oder Menschenfeindlichkeit sofort jeder Genossenschaft dieser Art entledigt, ebenso wenig hatte er vor der Einsamkeit, in der er lebte, dadurch Zuflucht gesucht, daß er die Art von Verkehr mit seinen unmittelbar Untergebenen — die Kundgebung von allgemeiner Freundlichkeit auf der einen Seite und liebevoller Verehrung auf der andern — womit sich viele stolze und scheue Charaktere trösten, unterhielt. Er sah von seinen Untergebenen keinen einzigen von Angesicht zu Angesicht, alle Geschäfte mit seinen Pächtern wurden durch Vermittelung seines Verwalters besorgt. Er tauschte selten mit irgend einem auf diese Art mit ihm in Verbindung Stehenden ein Wort aus. Eine kalte, fremde Begrüßung, wenn er zufällig einem von ihnen begegnete, war Alles, wozu er sich herabließ.

Es war dies zurückhaltende und hochmüthige Benehmen, — ein Benehmen, an welches die Franzosen nicht gewöhnt sind, und welches sie nicht ertragen können — mehr als positive Tyrannei und Böswilligkeit, die den Marquis zu einem Gegenstande, einer fast bis zum Hasse gesteigerten Abneigung in der ganzen Gegend, wo er wohnte, gemacht, und ihn in der Phantasie Aller mit der Art geheimnißvollen Schreckens — dem Argwohne, etwas Schlechtes und Unrechtes zu sein, bekleidet hatte, womit der gemeine Mann nur zu gern Denjenigen betrachtet, welcher sich von der Gesellschaft trennt, während dieses von ihm eingeflößte Gefühl von Furcht und Widerwillen nur dazu diente, Montalembert noch weiter von seinen Mitmenschen zu entfernen und seine Unfreundlichkeit zu erhöhen.

Er lebte fast völlig allein, sah seine Tochter außer bei Tische, selten, und stellte sich dann durch sein eisiges Benehmen in eine Entfernung von ihr, welche die geringste Annäherung an das zarte Verhältniß, welches zwischen Vater und Kind in solchen Umständen hätte herrschen sollen, verbot.

Dessenungeachtet war Montalembert eher als ein Zurückhaltender, wie als ein Trübsinniger zu betrachten. Mit Ausnahme gewisser fast periodisch wiederkehrenden Paroxismen geistigen Schmerzes war sein Benehmen rauh und gleichgültig. Charaktere wie der seine, für die trocken die einzige passende Bezeichnung ist, leiden nicht an jener unaussprechlichen Sehnsucht nach Liebe

— jenem Verlangen nach menschlichem Mitgefühl, menschlicher Gesellschaft, wodurch von Natur warmherzige und liebevolle Wesen in solche Tiefen unaussprechlicher Verzweiflung gestürzt werden, wenn sie sich allein finden. Das Gefühl mußte bei ihm stets mehr eine Sache nervöser Aufreizung als zarter Empfindung gewesen sein, und vielleicht entsprach diese passive Existenz einem solchen Charakter am besten.

Montalembert lebte meist in seiner Bibliothek, welche er, wie schon beschrieben, so eingerichtet hatte, daß sie Eleganz mit Behaglichkeit verband. Hier las und reflectirte er in der Gesellschaft seiner Bücher. Seine Lectüre war jedoch völlig ziellos; er hatte keinen bestimmten Studiengegenstand, und selbst in der Wahl seiner Bücher war der ungesunde Charakter seines Geistes zu erkennen. Er sah weder, noch wünschte er eins von den Werken, die gewissermaßen eine neue Aera in der französischen Literatur geschaffen haben, zu sehen. Er schien selbst der Verbindung mit der lebenden Welt abgeneigt zu sein, welche die Bekanntschaft mit der lebenden Literatur selbst dem Abgeschlossensten gewährt. Er hielt jedoch die Zeitungen und verwendete den dritten Theil seiner Zeit darauf, sie zu lesen.

Seine übrigen Studien richteten sich auf die Autoren, welche er als die Klassiker seiner Sprache zu betrachten liebte, — die Schriftsteller der Zeit Ludwigs **XIV.** — jene Meisterwerke, wie sie die Franzosen immer noch nennen. Dieser schien er nie müde zu

werden, er las sie immer wieder von Neuem. Von den modernen war der Verfasser, dessen Werke er öffnete, Voltaire. Der Cynismus, die zweifelhafte Geistesrichtung, die Verachtung der Abgeschmacktheit und Thorheit, der ironische und höhnische Ton dieses literarischen Mephistopheles — waren gerade Dasjenige, was Montalembert's Geistesrichtung am besten entsprach.

Es wird hiernach seltsam erscheinen, daß das einzige lebende Wesen, an dessen Gesellschaft der Marquis Vergnügen zu finden schien, Bernard, der Priester, war.

Aber Montalembert hatte, wenn Das, was für einen Mann von seiner Gemüthsart charakteristisch ist, so genannt werden kann, die Eigenthümlichkeit, daß er zwar nie Vorzüge unterscheiden konnte, wenn sie, wie es bei der großen Menge geschieht, durch Schwachheiten und Thorheiten verdunkelt und verunstaltet werden, jedoch für die höhern Grade von Trefflichkeit eine richtigere Auffassungsgabe besaß, als sonst Einer, besonders wenn er sie durch die Einfachheit geschmückt fand, welche sie den Augen des gemeinen Volks nur zu oft zu verbergen scheint. Die Abwesenheit von Prätensionen, Aufrichtigkeit und geistiger Ernst waren die Eigenschaften, welche seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade erregten.

Der Marquis schien die größte Genugthuung in der Person dieses jungen Priesters zu finden. Wenn er ihn zufällig traf, so begrüßte er ihn mit der größten

Cordialität und lud ihn womöglich ein, im Schlosse zu speisen — eine Bitte, welche Bernard, von seinem wohlwollenden Charakter getrieben, oftmals erfüllte. Bei diesen Diners wurde der sonst so schweigsame Marquis gesprächig und unterhaltend. Er schien Vergnügen daran zu haben, die aufgespeicherten Vorräthe seiner Kenntnisse und Gedanken dem klaren Verstande Bernard's zu öffnen, und das geheime Gefühl der Befriedigung über die Bewunderung, welche er einflößen und des Genusses, welchen er einem wenig an intelligenten Umgang Gewöhnten bereiten mußte, bewiesen, daß Montalembert trotz seiner Veränderung noch immer in mancher Hinsicht der Mann einer frühern Zeit war.

Bernard bot bei diesen Gesprächen dem Stoffe nach nur Wenig, dem Wesen nach jedoch Viel. Der Marquis war stets der Hauptredner, und er sprach fließend und gut. Die Bemerkungen Bernard's glichen dagegen den feinen Pinselstrichen eines Meisters, welche dem Gemälde Licht und Harmonie verleihen.

Bei diesen Diners war Virginie gewöhnlich zugegen und merkte mit dem ganzen Eifer eines jungen, intelligenten Geistes, während richtige und umfassende Ansichten von den verschiedenartigsten Dingen ihrem Verstande eröffnet wurden. Ihr liebliches, sprechendes Gesicht nahm einen großen Antheil an den Unterhaltungen, bei welchen sie selten eine Sylbe hören ließ.

Wenn sie sprach, wendete sie sich häufiger an den jungen Priester, als an ihren Vater und bat ihn dann

und wann um die eine oder die andere Erklärung und Erläuterung. Hierauf pflegte dann Bernard in wenigen und präcisen Ausdrücken ihre Fragen zu beantworten.

Dies war das Verhältniß, in welchem sich die verschiedenen Betheiligten befanden.

„Wollen Sie mit ihr sprechen, Bernard?“

Der Marquis und Bernard saßen zusammen in dem Bibliothekszimmer.

Montalembert hatte ihm, von der Milde und Theilnahme des jungen Priesters eingeladen, bis zu einem gewissen Grade die Geheimnisse eines selten von einem menschlichen Wesen entschleierten Herzens, er hatte ihm die Ereignisse des vergangenen Tages erzählt, während Bernard mit Schmerz und Mitleiden erfüllter Pflicht schweigend zuhörte. Montalembert fuhr fort:

„Wollen Sie mit ihr sprechen? Ihre Vernunftgründe und Vorstellungen können bei meiner Tochter Das bewirken, was sie mir oft genutzt haben — ihren Geist beruhigen und stärken und ihn dazu anspannen, den unvermeidlichen Schmerz zu ertragen. Sie kennen mich. Die Welt und selbst meine eigne Familie verkennt und mißversteht mich. Sie besitzen eine umfassende Liebe, sie können einen verzweifelten Menschen, wie mich, bemitleiden; glauben Sie mir, daß es unmöglich ist.“

„Ich gestehe, daß es gleich gewesen wäre, ob ich meine Tochter einem de Vermont gegeben oder ob ich sie verloren hätte. Denn ich werde nie mit Willen

einen de Vermont sehen. Aber das Band, welches mich an sie knüpft, ist zu schwach, als daß dies hätte für mich eine Rücksicht sein können. Ich würde meine Tochter gern einem Andern gegeben und mich darein gefügt haben, daß ihr ungeheures Erbtheil den Sohn meines schlimmsten Feindes bereichert hätte!" Dies sagte er mit einem bitteren Lächeln. „Sie würde glücklich geworden sein, und kein Mensch ist gewohnt gewesen, zu fragen, ob ich glücklich wäre. Aber es ist unmöglich, machen Sie ihr dies begreiflich. — Die Hindernisse sind unüberwindlich. — Ich hoffe, daß Sie mir glauben werden, wenn ich Ihnen feierlich die Wahrheit dieser Behauptung versichere."

„Gnädiger Herr," sagte Bernard, „ich glaube Ihnen in der That. Ich kann nicht annehmen, daß Sie freiwillig einem so unschuldigen und jungen Herzen die Qualen getäuschter Liebe zufügen würden. Wenn auch der Grund unerklärt bleibt, so glaube ich doch an seine Existenz, und ich glaube, daß das Hinderniß unübersteiglich erscheint, weil Sie so sagen. Lassen Sie Sich aber von mir erbitten, mit sich selbst zu Rathe zu gehen, und zu fragen, ob die Nothwendigkeit wirklich so unwiderstehlich ist, wie sie erscheint. Das Leben bietet nur wenig Grund zu unbedingt unüberwindlichen Nothwendigkeiten dar. Es giebt gewöhnlich noch einen Ausweg, auf welchem ein entschlossener Mann dem drohenden Unglück entgehen kann."

„Es giebt nur einen Ausweg, durch welchen sie das schlimmste Unglück vermeiden könnte," sagte der Marquis, „aber ich fürchte, daß sie durch ihre Erziehung nur wenig darauf eingerichtet ist, ihn zu benutzen." Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Wenn sie Etwas, was Sie sagen könnten, bewegen würde, Ihre Gedanken einem Zufluchtsorte zuzuwenden, welcher der natürliche Ruhehafen von, wie sie, in ihren Hoffnungen Getäuschten ist, — Aber wovon spreche ich! Die Welt ist für alle solche Ideen zu aufgeklärt geworden. Ich möchte Sie jedoch bitten, Herr Bernard, Das zu thun, was ich unmöglich finde, — sie von der Unmöglichkeit, je die Gattin des Marquis von Vermont zu werden, zu überzeugen. Sie mag die Alternative wählen!"

Bernard zögerte.

„Ich fühle mich dem Gedanken sehr abgeneigt — sehr unruhig durch denselben," sagte der Marquis, „und in der That sind Sie der einzige Freund, welchen wir besitzen, den wir als Vermittler zwischen uns auftreten lassen können. Unglücklicher Weise befinden wir uns in der Lage, eines solchen zu bedürfen. Es ist nöthig, daß sie ihre Lage klar begreift, und wünschenswerth, daß ihr Geist zu den Reflexionen hingeleitet wird, welche Sie ihr besser, als irgend ein Anderer, eingeben können. Sie, der nie vor der Ausübung einer Pflicht zurückgewichen ist, dürfen auch keinen Anstand nehmen, diese zu erfüllen. Ich gestehe, daß sie schmerzlich ist, aber Sie haben Muth. Strenge ist bisweilen die größte

Barmherzigkeit. Es wird in diesem Falle barmherzig sein, die Hoffnung zu vernichten. — Ihr Schicksal gestattet keine! —“

Der Marquis klingelte jetzt, ohne auf die Einwendungen des jungen Priesters, der sich ängstlich auf dieselben vorzubereiten schien, zu warten, und Champagne erschien.

„Führe Herrn Bernard nach den Gemächern des Fräuleins von Montalembert!“

Das blasse, sanfte Gesicht des Priesters röthete sich, aber er machte keine weitern Einwendungen. Er kreuzte die Arme über der Brust, neigte das Haupt und folgte Champagne.

Die Thür öffnete sich, und er sah sich in dem Gemach der jungen schönen Virginie — jenem großen, eleganten Zimmer mit seinen blauen, silberdurchwirkten Tapeten und seinen Jalousinen, seinen Canapee's, seinen Teppichen, seiner Stille und Abgeschlossenheit.

Fräulein von Montalembert lag auf einem Sopha mit einer weiten, weißen Draperie bedeckt, in einer eleganten Krankenkleidung. Ihr Haar wallte unter dem Spitzenbesatz einer Art von Nachthaube hervor und verschleierte ihre reinen, lieblichen Augen. Theresens Arm stützte ihre Schulter. Ihr stets zarter Teint war durch die Leiden der letzten Tage noch bleicher geworden, die durchsichtige Haut schien jetzt aus Wachs oder etwas noch Durchscheinenderem zu bestehen und man konnte die starken blauen Adern auf ihren weißen Schläfen verfolgen —

auf ihrer Wange flackerte eine unruhige Röthe, aber ihre Schönheit und Lieblichkeit wurde durch alles Dieses noch erhöht.

Sie streckte ihre Hand aus, als der junge Priester eintrat. Er berührte sie leise mit der seinen und setzte sich dann auf ihren graciösen Wink mit einer Kopfneigung nieder, ohne, wie es schien, die freundlichen Blicke zu beachten oder zu bemerken, womit ihn Therese betrachtete, wie einen Tiger, der auf ihren Schatz einspringen und ihn verzehren wolle.

„Es ist sehr gütig von Ihnen, Herr Benard," begann Virginie, „daß Sie mich besuchen. Ich habe lebhaft gewünscht, mit Ihnen zu sprechen, ich bedarf eines Rathgebers und Freundes."

Bei diesen Worten zog Therese ihren Arm unter der Schulter, welche er stützte, hinweg, schob hastig ein Kissen darunter, stand auf und verließ augenblicklich das Zimmer. Virginie rief sie nicht zurück, aber der Prediger blickte ihr verlangend nach.

„Die arme, gute Therese! sie kann es nicht vertragen, mich das sagen zu hören, aber ich werde sie schon noch trösten. Ihre Liebe ist zu partheiisch, um mir zu dienen, wie ich es jetzt wünsche. Ich werde in der That," sagte sie, zu ihm gewendet, mit einem ernsten, innigen Wesen, welches Das, was sie sprach, eigenthümlich rührend machte, „in der That werde ich von vielerlei Dingen in Verwirrung gesetzt und gepeinigt; ich fühle, daß ich meine Lage nicht klar begreife,

und ich glaube, so selten ich Sie auch gesehen habe, doch etwas so Gutes und Freundliches an Ihnen bemerkt zu haben, — und Sie müssen soviel Uebung in der Behandlung der Krankheiten des Geistes besitzen, daß ich Ihren Beistand sehr gewünscht habe. Sie wissen, daß ich mich nie im Beichtstuhle an Sie gewendet habe, ich bin als Waise erzogen worden, wie es der Zufall gegeben hat, und dies hat mich vielleicht unglücklicher Weise verhindert, in der Ausübung von Ceremonieen, welche die Religion, zu der ich mich bekenne, gebietet, erzogen zu werden. Ich habe daran vielleicht Unrecht gethan, wenigstens fühle ich jetzt, wie sehr ich eines geistigen Leiters bedarf. Kann ich hoffen, daß Sie, ohne auf die Formen einzugehen, welche den Charakter eines Beichtvaters für mich einschüchternd machen würden, mich anhören und mir beistehen werden?"

Die Augen des jungen Priesters waren, während sie ihn so anredete, auf den Boden geheftet geblieben. Jetzt erhob er dieselben und betrachtete sie mit einem ernsten, ruhigen und doch höchst gefühlvollen Ausdruck, — einem Ausdruck, der in das Innerste der Seele drang: „Alles, was in meinen Kräften steht, für Sie zu thun —"

„Haben Sie meinen Vater gesehen?"

„Ja!"

„Dann hat er Ihnen ohne Zweifel die Umstände erklärt, in denen ich mich gegenwärtig befinde. Ich

brauche sie Ihnen nicht mitzutheilen," und sie erröthete tief. „Hat Sie mein Vater ersucht, mir Etwas zu sagen?"

„Das hat er allerdings gethan; aber es dürfte vielleicht unnöthig sein, Ihnen den Schmerz zu verursachen, es wiederholen zu hören."

„Nein, ich wünsche es zu wissen. Ich kann Theresen nicht begreifen. Sie will mich nicht verzweifeln lassen, aber ich glaube an Ihrem Gesicht zu sehen, daß ich wohl sollte," und sie wurde todtenbleich.

„Der Marquis hat mich wirklich aufgefordert," sagte Bernard, dessen Lippen jetzt ebenso weiß waren, wie die ihren, „Ihnen bestimmt mitzutheilen, daß es nicht in seiner Macht steht, Sie glücklich zu machen, daß das Hinderniß, welches unglücklicher Weise existirt, ein unüberwindliches ist."

„Und wissen Sie, welcher Art dieses Hinderniß ist?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Nein! Aber ich glaube an seine Existenz, weil ich Herrn v. Montalembert kenne. Er mag andern Vätern wohl nicht ganz ähnlich sein, aber er würde Sie nicht betrüben, wenn es in seiner Macht stände, Ihrer zu schonen. Er hat mir die Umstände, in welchen er sich befindet, nicht erklärt. Er hat mich nur aufgefordert, Ihnen den Glauben beizubringen, daß sie unabänderlich sind. Er scheint eine dunkle, unvermeidliche Gefahr, der Sie Beide ausgesetzt sind, und der zu entrinnen es kein Mittel giebt, zu besorgen. —

Allerdings hat er dunkel auf einen Ausweg hingedeutet, aber ich glaube und h o f f e, daß Sie diesen nicht wählen werden."

„Und warum nicht? wenn mein Victor —" sie hielt inne und erröthete in unschuldiger Scham, während Bernard sie, vom Kopf bis zu den Füßen zitternd, anblickte. Sie fuhr fort: „Herr Bernard, wenn es ist, wie Sie sagen, so ist das Leben für mich zu Ende, und warum —" hier erhob sie ihre reinen blauen Augen — „warum sollte ich nicht da Ruhe suchen, wo sie vor mir schon Viele gefunden haben? warum dürfte ich nicht ebenfalls im Dienste Gottes den Frieden finden, welcher mir von den Menschen verweigert wird? warum dürfte ich nicht Ihm, wenn er es in seiner Gnade aufnehmen will, das Herz weihen, welches er zu fordern scheint, und Ihm, von dem ich es erhalten habe, die Opfer dieses armen Lebens darbringen?"

„Weil die Zeit vorüber ist, in welcher solche Opfer gebracht werden konnten. Gott ist nicht mehr im Kloster — Sie würden ihn dort nicht finden," sagte Bernard.

Sie blickte ihn erstaunt und mit großen Augen an; er fuhr fort:

„Ich weiß nicht, was Ihnen in der Zukunft bevorstehen mag; aber vor einem Uebel erretten Sie Sich selbst; binden Sie Sich nicht durch Gelübde, an deren Heiligkeit Sie zu glauben aufgehört haben. Opfern Sie Sich nicht vor einem Altar, dessen Heiligkeit ent=

flohen ist. Ersparen Sie Sich wenigstens dieses Unglück!"

„Herr Bernard! Herr Pfarrer!"

„Fräulein v. Montalembert!" und seine Augen, die bis jetzt ungewiß umhergeschweift hatten, hefteten sich jetzt mit einem trüben, ernsten Ausdruck auf sie. „Werden Sie nicht muthlos, welche Noth und Pein die Zukunft auch für sie bringen mag. Wagen Sie Alles, aber suchen Sie nicht im Kloster Zuflucht! Binden Sie Sich nicht durch Gelübde, die, selbst wenn sie im reinsten Glauben abgelegt, furchtbar sind! — Sie werden für die Seele zu eisernen Fesseln, wenn der Glaube an ihre Heiligkeit aufgehört hat. Denken Sie, gutes, engelhaftes Wesen, daß die Klöster mit Geschöpfen, wie Sie, bevölkert sind? — Sie sind die Wohnungen der gemeinen Schwatzhaftigkeit und müssigen Streitigkeit — leerer Ceremonieen und einer phantastischen Religion — beschmeichelter und schmeichelnder Beichtväter — schwacher, abergläubischer Personen, — die Heimath von Zuckerbäckerei und Flitterkram, gestickter Altardecken und gemalter Crucifixe! — Wo ist die hohe fromme Hoffnung, die herrliche Gluth der Selbstaufopferung? — der Friede Gottes, welcher dem Märtyrerthum folgt? Alle sind entflohen, denn das hellere Licht Gottes hat seine Strahlen ausgehen lassen, und solche müssigen Opfer sind nicht mehr wirksam. Der Mensch hat endlich zu lernen angefangen, daß der Urheber des Guten, der Vater des Glücks nicht durch

das Unglück seiner Geschöpfe günstig gestimmt werden kann, daß der Vater der Natur das unheilige Opfer zweckloser Selbstpeinigung verwirft."

„Nein, Fräulein v. Montalembert, trauen Sie einem Manne, der aus Erfahrung spricht, es ist weder Heiligkeit noch Frieden in Gelübden zu finden, welche lügnerisch gegen die Natur und unehrerbietig gegen die Güte Gottes, dem einfachen, weisen Geiste Christi widerstrebend sind. Die Welt mag von Unglück erfüllt und jeder Pfad des Lebens von Dornen bestreut sein, es mag so sein, obwohl ich es kaum glaube, denn der Segen Gottes schwebt über Allem; aber eine Art des Lebens will diese Segnung nicht beleuchten, sie leuchtet nicht für die wenigen Unglücklichen, welche durch die Gesetze der heiligen Natur, die er in seiner Güte gegeben hat, zum Trost ausgesprochene Gelübde von der Gesellschaft getrennt sind. Denn was ist die ganze Existenz Derjenigen, die es gewagt, sich eine höhere Weisheit anzumessen, als die ihres Schöpfers, die sich durch von ihnen selbst ersonnene Versprechungen gebunden haben, was ist ihre ganze Existenz, als ein einziger bitterer Kampf? eine einzige hoffnungslose Wüste von Kämpfen mit selbstgeschaffenem Elend?"

Er that sich Einhalt, wendete seine bisher auf sie gehefteten Augen ab und sank auf einen Augenblick zurück, als ob er, von seinen eigenen Reflexionen völlig erfüllt, ihre Gegenwart vergessen hätte.

Sie blickte ihn verwundert an.

„Sie sind über meine Heftigkeit erstaunt und von ihr in Furcht gesetzt,“ sagte er, indem er sich wieder setzte und seinen Stuhl, den er in der Energie seiner Rede dem ihrigen genähert hatte, um mehrere Schritte zurückzog, „und ich schäme mich, daß ich mich so sehr vergessen habe. Dies ist aber ein Gegenstand, von dem ich nicht mit Mäßigung sprechen kann. O, das Elend und die Sünde, der Wahnsinn und die Verzweiflung, die — die — die ich gesehen habe, o verabscheutes Ungeheuer! riesiger Tyrann des Aberglaubens! wozu verdammst Du, die sich Dir ergeben!“

Er sank, von seiner Bewegung überwältigt, von Neuem zurück.

Sie schwieg überrascht, er faßte sich wieder und bemühte sich, in seiner gewöhnlichen, ruhigen Weise zu sprechen.

„Sie sind erstaunt und betäubt, Fräulein von Montalembert, einen Mann, der nie seine Fassung verlieren sollte, sich einer Heftigkeit, wie die von mir gezeigte, hingeben zu sehen. Betrachten Sie es als eine der schlimmen Folgen der Einrichtungen, die ich verwerfe — jener Unruhe der Seele, die die schwärzeste aller menschlichen Versuchungen ist. Lassen Sie Sich mein Schicksal zur Lehre dienen. Ich weiß nicht, welches Uebel Ihnen bevorstehen mag, aber ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich eine dunkle Drohung gehört habe. Fassen sie jedoch Muth, vertrauen Sie auf Ihre eigne, sanfte, gemäßigte Natur und stellen Sie Ihre

Schwierigkeiten Ihrem Gotte anheim — dem Gotte, der dort wohnt," — er deutete auf das blaue Himmelsgewölbe, welches jetzt golden und purpurn von der untergehenden Sonne durchglüht wurde — „dem Ewigen, Allgütigen. Suchen Sie ihn nicht da, wo mit Gold und Purpur behangene Priester sich vor ihren glänzenden Altären verneigen, suchen Sie ihn nicht in der engen Zelle der fruchtlosen und quälenden körperlichen Entbehrungen, die für Andere ebenso nutzlos sind, wie für Sie; suchen Sie ihn in seinen Werken und seinem Wort — dem Wort, welches er Allen zum Erbtheil hinterlassen hat, und verehren Sie ihn dadurch, daß Sie ohne Wanken die Pflichten erfüllen, welche dieses Wort auferlegt, nicht aber durch die phantastischen Opfer einer menschlichen Einrichtung."

Virginiens Augen nahmen Etwas von der Energie, welche Bernard's Gesicht von Neuem belebte.

„Das war es, was ich zu hören verlangte," sagte sie. „Ich glaube zu bemerken, daß meine liebe Therese, wenn auch die wärmste Freundin, doch vielleicht nicht die beste Rathgeberin ist. Ich glaube, wie sehr sie mich auch dazu zu überreden wünscht, daß es doch nicht recht sein kann, hartnäckig gegen die Wünsche und Befehle eines Vaters anzukämpfen. Sie mögen unbillig sein, bin ich aber die Richterin darüber? Es scheint mir, wiewohl man mir es nie gelehrt hat, daß man gegen einen Vater heilige und unerläßliche Pflichten besitzt, und ich sehne mich fast, ein großes Opfer zu

bringen, um mein Bewußtsein davon zu beweisen. Therese sagt, daß dies Nichts als Enthusiasmus und Thorheit sei, und daß ich zuerst mein eignes Glück zu Rathe ziehen müsse. Ist es Enthusiasmus, zu fühlen, wie ich? — etwas Besseres zu wünschen, als blos sein eigenes Glück?"

Die Augen Bernard's hefteten sich jetzt mit einer solchen Bewunderung und einem so innigen Ausdruck auf sie, daß ihr, wenn sie in dieselben geblickt hätte, deren Ausdruck hätte auffallen müssen.

„Sie haben Recht, das, was Sie suchen, ist Tugend! Therese hat aber in ihrer Besorgniß um Sie ebenfalls Recht. Sie weiß, daß das Glück das Element des Lebens ist, daß das langsame Feuer des Unglücks zwar reinigt, aber leider auch verzehrt. Sie thut wohl, wenn sie sich bemüht, ihr Glück zu bewahren, und Sie thuen besser daran, ihm die Tugend vorzuziehen. Wenn es eine Pflicht ist, sich zu resigniren, so werden Sie sie erfüllen. Für jetzt aber gestehe ich, daß es mir eher in dem Lichte einer Nothwendigkeit, die Sie nicht umgehen können, wie als eine freiwillige Handlung erscheint."

„Sie sagt, daß es nicht so sei," sagte Virginie tief erröthend. „Sie sagt, daß mein Victor" — und Bernard erbebte bei der unaussprechlichen Zärtlichkeit, mit der der Name genannt wurde — „mich von Dem, was sie eine nicht zu rechtfertigende Tyrannei nennt,

erretten würde, und — Aber was denken Sie, das ich thun sollte?"

„Ich denke, daß Sie mit Geduld abwarten sollten, was in Kurzem geschehen wird. Die Zeit entwirrt manchen verworrenen Faden. Ich glaube, daß Sie Sich bemühen sollten, Ihn von Geist durch Betrachtungen und Gebet zu beruhigen und den Ausgang der Dinge in die Hände Desjenigen legen, der, so geheimnißvoll auch die Wege dieser Welt sind, doch unser bestes Glück beabsichtigen muß. Die Zeit wird Ihnen den Pfad der Pflicht zeigen, wandeln Sie getreulich darauf. Ich beschwöre Sie aber noch ein Mal, und zum letzten Mal, sich durch keine Ueberredungen von außen oder von innen zu dem Klostergelübde, jenem lebenden Tode, bestimmen zu lassen, zu diesem lassen Sie Sich nicht verleiten. Der Abend bricht herein, und Ihre Therese wird ungeduldig sein. Wenn ich Ihnen dienen kann, wenn ich Ihnen von Nutzen sein kann, so wird mein Leben, mein — ich meine, — ich meine — daß es nicht bloß meine Pflicht, sondern mein größter Trost sein würde. Sie werden zu mir schicken, wenn ich Ihnen auf irgend eine Weise beistehen kann."

„Gute Nacht, Herr Bernard!" sagte Virginie, denn sie war zerstreut und betrübt geworden und hatte seine letzten Worte nicht beachtet.

Sie streckte ihre Hand aus, aber er schien nicht zu bemerken, daß sie es that. Er stand auf und verließ stumm und leise das Zimmer.

Er ging seiner Gewohnheit gemäß nach den einsamen Hügeln hinaus, um mit den Sternen Gemeinschaft zu pflegen und ohne Fesseln in dem weiten Amphitheater der Natur zu athmen, um sich vor der Macht zu demüthigen, welche er in jeder ihrer Formen anbetete, um ein reines Herz und unbefleckte Hände im Gebete zu erheben, um sich ohne Murren einem leider nur zu harten Schicksale zu unterwerfen, im Glauben, daß das anscheinend Böse für Andere oder für ihn etwas wirklich Gutes sei, im Glauben, daß aus diesem Dunkel keinem Endlichen die ewige Blume der Vollkommenheit erblühen werde, im Glauben, daß der Gott, welchen er anbetete, seine fühlenden und empfindenden Geschöpfe nicht den herzlosen Wechselfällen eines blinden Zufalls überlasse, — daß in Allem Gutes verborgen sei.

Er saß auf der Höhe eines berasten Hügels, und blickte weit über die schwellenden Berghöhen und bewaldeten Thäler hin. Er heftete seine Augen auf den Mond, der groß und kalt unter den funkelnden Heerschaaren des Himmels aufstieg. Friede und Schönheit und Ruhe schlummerten auf den Hügeln und Friede senkte sich in das Herz des gerechten Dieners des Herrn. Aus der Gegenwart des Wesens entfernt, welches seine Ruhe so sehr gestört hatte, konnte er wieder mit einem

Theile der ruhigen Neigung, womit er das schöne Antlitz der Natur betrachtete, dieses schönste ihrer Werke verehren, und wenn zuweilen das Sterbliche in ihm die Oberhand erhielt, so wurde seine gewohnte Selbstbeherrschung nur für einen Augenblick gestört.

Das Haupt des Märtyrers neigte sich mit frommer Ergebung. Ja, er war ein Märtyrer, ein Märtyrer tyrannischer und unnatürlicher Pflichtgesetze, die er sich im ersten blinden Enthusiasmus einer edlen Jugend auferlegt hatte, und gegen den sich sein reiferer Verstand empörte, und doch ein Märtyrer im wahren Sinne des Worts, ein Märtyrer der Grundsätze der heiligen Pflicht, der Treue gegen einmal abgelegte, wenn auch noch so sehr beklagte Gelübde und Schwüre. „Er hatte zu seinem eigenen Schaden geschworen, aber er widerrief nicht.“ Er saß seiner Gewohnheit gemäß in stummer Betrachtung da, und seine Heiterkeit kehrte zurück. Er verkehrte mit dem Geiste, welcher, wie er fühlte, alle Dinge durchwehte, er empfand den Frieden, welchen ein solcher Verkehr gewährt, das fromme Gefühl des Trefflichen und Guten, welches für alle dunkeln Wirrnisse des Lebens tröstet.

Und als der Morgen mit seinem frischen, kühlen Hauche erschien, und die Menschen sich auf dem Antlitze der Erde zu regen begannen, kehrte dieser Schäfer in demüthiger Nachahmung jenes guten Hirten, dessen Charakter — das Idol, wenn wir so sagen dürfen, seiner Phantasie — das Muster war, nach welchem er

unabläſſig bemüht war, ſich zu bilden, zu ſeiner Heerde zurück. Der Schmerzensmann ging hin, um ſich unter die Welt, in der er keine Sympathie finden konnte, zu miſchen, und Gutes zu thun.

Sein hoher Verſtand beſaß keinen Stolz. Er ging zu dem Sünder und dem Schmerzbeladenen, zum Schwachen und zum Unwiſſenden, zum raſenden Wahnſinnigen und zum hülfloſen Kinde. Ein faſt göttliches Mitleiden, eine unermeßliche und unerſchöpfliche Menſchenliebe beſeelten dieſen Mann von der impoſanteſten Einbildungskraft, von dem klarſten und durchdringendſten Verſtande. Er ging in die Hütten der Elenden und die beredte Zunge, an welcher anbetende Anhänger mit Entzücken gehangen haben würden, flüſterte in ſtiller Zurückgezogenheit dem Leidenden Troſt, dem Verlaſſenen unſterbliche Hoffnung zu, ſchüttete ihre dunkeln Schrecken über den herabgewürdigten uud verhärteten Sünder aus, und goß den Balſam ſeiner ſanfteſten Begeiſterung in das Ohr des Bebenden, Zitternden, Reuigen.

Er warnte, er ermahnte, er tröſtete, und die ſündigen, unwiſſenden Menſchen, erkannten die Macht und unterwarfen ſich ihr, obgleich es ihnen an dem Verſtande mangelte, zu unterſcheiden, worin ſie lag. Sie liebten ihn und lauſchten ihm, und ſie wurden von der Wirkung der Worte, deren Schönheit, Wärme und Einfachheit ſie nicht im Mindeſten ermeſſen konnten, geſänftigt und humaniſirt.

Nein, diese schönen Kräfte, diese glänzenden christlichen Talente waren nicht verloren. Das Lob des Unwissenden und Schwachen ist besser als das glänzender Versammlungen, Mächtiger und Großer. Die Ernte ist reich, wenn die Gaben Gottes sich unter Beschränkten und Hartnäckigen und Schwachen und Thörichten entfalten, denn sie leiden in dem Schrecken ihrer Dämmerung sehr, und groß ist der Segen, wenn der klare, helle Geist, seine Strahlen in jene dunkeln Ecken schüttet, Irrthümer berichtigt, Zweifel aufklärt, Muth einflößt und das verstorbene Herz mit der befruchtenden Gluth des Lebens, des Glaubens und der Hoffnung erwärmt.

Es waren die Irrthümer der Unwissenden und Schwachen, welche Bernard's Herz am meisten mit Mitleiden erfüllten. Für die Abweichung eines kräftigen Verstandes, den hochmüthigen Unglauben des Weisen und Großen, fühlte er nur wenig Theilnahme und Sympathie. Mit den Gerechten und Vortrefflichen der Erde hatte er Nichts zu thun. Es erweichte aber seine innerste Seele, wenn er die Ungelehrten in ihrer demüthigen, kindlichen Frömmigkeit um Brod bitten und einen Stein empfangen, nach dem Brod des Lebens hungern und nach jenen lebenden Gewässern dürsten und Asche, müßigen Aberglauben, metaphysische Spitzfindigkeiten, unverständliche Definitionen, mystische Dunkelheiten erhalten sah; in seiner Kirche Götzen von Holz und Stein, statt der unendlichen, seelenbildenden Idee des einen, unsichtbaren, allgegenwärtigen Gottes; in andern eine

metaphysische Darstellung der in ihrem Originale doch so göttlichen Lehre, statt glühender Ermahnungen zum Gehorsam und zum Gutesthun; Aufwandgesetze der Tugend, Zehnten von Minze und Kümmel, statt der Rechtschaffenheit und Güte und Gerechtigkeit und Liebe.

Er fühlte ferner für die schweren häuslichen Uebel, denen Unwissenheit und Rohheit die Menschen aussetzt, und bemühte sich durch alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, dieselben zu beseitigen — nicht durch eine gewisse geschäftige, aber doch entfernte Einmischung, in welcher sich der Hochmuth der Menschen verräth; wo Geschöpfe desselben Geschlechts wie niedere Thiere behandelt, allerdings genährt und gekleidet und gepflegt, aber genährt und gekleidet und gewöhnt werden, sich in serviler Trägheit, über welche sich ihre bessere Natur empört, zu ihrem Besten geschult und commandirt zu werden.

Er ging als ihres Gleichen und als ihr Freund unter sie, bemühte sich, die in den Herzen Aller verborgenen Sympathieen zu wecken, ihre Natur durch einen vertrauten Verkehr mit einer bessern Natur zu erheben, ihre Herzen zu erweichen, indem er ihnen Zuneigung und Bewunderung einflößte, ihnen zu lehren, einander zu lieben, indem er sie zuerst liebte, die zarte beredte, überredende Poesie setzte, wie die Leier des fabelhaften Orpheus die Steine der Wüste, die wilden und verthierten Naturen um ihn in Bewegung, und da, wo Bernard lehrte, sproßte Gutes um ihn auf.

## Zwölftes Kapitel.

„Nun, das mag Alles ganz schön und recht sein, und es freut mich, daß er trotz dem, daß er ein Priester ist, Ihnen nicht gerathen hat, in ein Kloster zu gehen. Und was soll ich Herrn Victor sagen? Wie es scheint, wird er von keinem Menschen beachtet. Es heißt hier „meine Pflicht" und dort „meine Pflicht", und der redlichste junge Herr, der nur je auf Erden gelebt hat, mag hingehen und sich hängen, wenn er Lust hat — man thut es nicht oft, das ist noch ein Trost — wenn es aber ihren Körper nicht tödtet, so tödten dergleichen Dinge ihre Seelen, das kann ich Ihnen sagen, Fräulein."

„Therese, Therese! sprich nicht so!"

„Ueber den Unsinn! Zwei junge Geschöpfe, die so gut sind, wie Sie Beide, und die Beide so glücklich sein könnten — und warum das Alles? weil Ihr Vater — doch Sie sollen die Geschichte hören."

„Der Herr v. Montalembert, müssen Sie wissen, ist nie ein besonders reizender Mann für Frauenaugen gewesen, — machen Sie kein so böses Gesicht, Fräulein! — und der Herr v. Vermont sah gerade so aus, wie Herr Victor, nur daß er etwas Großartiges und Majestätisches an sich hatte, was Herr Victor nicht besitzt. Herr Victor hat in Reichthum, Vergnügen und Glanz in Paris gelebt, Herr v. Vermont hatte eine Revolution, eine Regierung des Blutes und Schreckens durchlebt, wo der Mann Das galt, was er war, nicht Das, was er hatte. Der Mann war Viel. Er hatte sich einige Jahre vor Ihrem Vater verheirathet, wie es zugegangen war, weiß ich nicht recht, und seine Gemahlin starb im Kindbette mit Herrn Victor. Ich habe jene Convenienzheirath, wie wir so gottlos und leichtsinnig sagen, nie recht begreifen können, denn ich glaube, daß er und Frau v. Montalembert einander von Kindheit auf gekannt haben. — Es soll Alles durch die Emigration gekommen sein."

„Sie war ihm ähnlich, und allem Andern in ihrer Umgebung unähnlich. Ich glaube, daß dieser ungeheure Unterschied zwischen einer Person und der andern hauptsächlich daher kommt, daß man großes Gefühl besitzt. Sie hatte solches Gefühl, ein so gefühlvolles Gesicht, eine so gefühlvolle Redeweise, ein so gefühlvolles Herz."

„Nun, als die Emigranten zurückkamen, mußte sie Herrn v. Montalembert heirathen. Ihre Eltern

bestanden darauf und sie unterwarf sich. Sie that sehr unrecht, sehr thöricht daran, die Leute sollten sich nicht in Das fügen, was so sehr unrecht ist. Ich glaube indeß, daß man eine Geschichte über die Untreue des Herrn v. Vermont zusammengebraut hatte, und so gab sie nach. Sie dachte, daß sie ihn verloren habe, und glaubte, daß sie die Wünsche ihrer Eltern befriedigen müsse, wenn sie könne. Sie nannte es recht! Das arme Ding! Und sie that es; und was war die Folge davon? Ei, Herr v. Montalembert war von stolzem, leidenschaftlichem Wesen, und er hatte seinen ganzen Stolz und seine ganze Liebe auf sie gerichtet, und irgend ein Teufel erzählte ihm, wie es mit der gnädigen Frau gewesen war, ehe er sie geheirathet hatte. Sie war ihm stets kalt vorgekommen und jetzt machte er den Grund davon ausfindig, und dann wurde sie durch seine Liebe und seinen verletzten Stolz und seinen Argwohn und ihre Kämpfe mit sich, um den Einen zu ertragen und den Andern zu vergessen, sehr unglücklich."

„Und in der Nacht, wo Sie armes, elendes, unglückliches Geschöpf geboren wurden, ging er in ihr Gemach hinauf, und wen sollte er bei der Marquise finden, als gerade Herrn v. Vermont? Sie hatten einander in Folge eines sonderbaren Zufalls getroffen, sie waren Beide zu gut, um an so Etwas zu denken; aber da sie einander wieder getroffen hatten, kam Alles heraus, und sie, die ihn niemals vergessen hatte, fand, daß sie auch von ihm niemals vergessen worden war.

Sie waren Beide tugendhaft und wußten, daß sie es waren, und weinten ein letztes Lebewohl, wie es tugendhafte Menschen unter solchen Umständen müssen, und der Marquis drang in das Zimmer, und es gab einen Sturm! o welchen rasenden Sturm!"

„Und zwei Männer wurden endlich durch gegenseitige Eifersucht und gegenseitige Schmähung, wie zwei wilde Thiere, und es wurden Degen gezogen, und sie schleppte sich auf ihren Knieen zu ihrem Geliebten und ihrem Gatten hin und her, und endlich zwang sie **de Vermont**, fortzugehen, und dann fiel der Marquis über sie her, und, o, welcher Strom von zornigen Schmähungen über seine Lippen strömte! Und sie, die vorher zitternd und gebrochenen Herzens gewesen war, wurde jetzt entsetzt, daß sie laut schrie, aber er hatte kein Mitleid."

„Und dann wurde ihr Geschrei zum Geschrei der Kindwehen, und jene Klingel! ihre Klingel! kling! — ling! — ling! o ich werde es nicht vergessen!"

„Madeleine war damit beschäftigt, Etwas für ihre Herrin zu verrichten, und sie sagte: „Wie ungeduldig sie ist!"

Ich rief: „Es ist Etwas nicht in Ordnung, geh', sonst laufe ich hinauf!"

„Kling! — ling — ling — und ach über das Rufen und Geschrei ihrer Pein! ihrer Mutterpein! und in jenem Sturm kamen Sie auf die traurige Welt, und sie ging mit einem lauten Schrei zum Himmel ein."

Therese hielt inne, um Athem zu schöpfen. Ihre Zuhörerin war ebenso bleich und athemlos, wie sie.

„Madeleine fing sie in ihren Armen auf, und ich nahm Sie, mein Lamm, meine Geliebte, mein Kind! wiegte sie auf diesen kalten, verwelkten, kleinen Armen und Niemand achtete auf Sie, Niemand fragte nach Ihnen, mein Liebling, mein Schatz! Und Sie schmiegten sich an mich, wie ein zartes Rosenknöspchen in seiner kleinen grünen Blätterhülle. Ich hielt sie eine Zeitlang versteckt. Endlich nahm aber der Marquis Vernunft an, und er sah Sie ein paar Mal, und wenn er auch mitunter wie ein Tiger ist, so hat er doch ein Herz und konnte Sie mir nicht wegnehmen, und so bin ich seitdem stets bei Ihnen gewesen, ich werde Sie, wenn es dem Himmel gefällt, noch glücklich sehen, wenn ich nicht eher sterbe, mein Engel, meine Schönheit!“

Und die kleine Alte küßte sie auf die Stirn.

„Meine Therese, meine Therese!“ flüsterte das liebevolle Mädchen, dessen Arme ihren Hals umschlangen.

„Und wollen Sie jetzt, weil Ihr Vater den Namen de Vermont haßt, ebenso unglücklich gemacht werden, wie Ihre Mutter vor Ihnen? und wozu das Alles? Sehen Sie, wozu diese unsinnigen Pflichten führen. Herr v. Montalembert hat an seinem Glück Schiffbruch gelitten. Wir tadeln ihn und hassen ihn, aber er verdient Mitleiden. Es war eine furchtbare Lage; denn er liebte Ihre Mutter innig, daran läßt sich nicht zweifeln.“

Virginie seufzte tief. „Und mein Victor! mein Victor!“ rief sie in dem zärtlichen Tone, in welchem das Wort stets ausgesprochen wurde, „mein Victor! O könnte ich ihn nur sehen! o könnte ich nur auf einige Augenblicke mit ihm, meinem besten Freunde, sprechen; ich glaube, er würde mir sagen, was meine Pflicht gebietet!“

„Daran zweifle ich gar nicht,“ sagte Therese freudig, „das würde Alles in Ordnung bringen. Sie werden sich sonst nie zu dem entscheiden können, was Sie thun sollen. Sie sollten ihn sehen, denken Sie daran, während ich hinausgehe; denn ich sehne mich darnach, Etwas frische Luft zu athmen, und wenn es sehr schön ist, werden Sie vielleicht heute Abend auf ein paar Minuten unten in den Garten kommen; der Mondschein ist so beruhigend.“

„Ich werde es versuchen, Therese. Ich glaube sogar, daß ich es jetzt gern thun würde.“

„Nein, jetzt nicht — es ist zu heiß.“

Und Therese entfernte sich. Sie schritt schnell, wie es ihre Gewohnheit war, über die Hügel und durch die grünen Heckenwege hin. Sie kam keuchend das kleine Thal herauf, und begann sich nach Victor umzusehen.

Man kann sich denken, daß er seine Drohung, die Hügel zu verlassen, nicht in Ausführung gebracht hatte. Er hatte zwei bis drei Tage in einem Zustande trauriger Ungewißheit verlebt. Virginie hatte Etwas

an sich, was er unmöglich verlassen konnte. Und doch schien ein undeutliches Gefühl der Furcht und Unruhe seiner Liebe ihren ganzen Zauber zu rauben, und die insolente Verachtung, womit er von dem Marquis behandelt worden war, hatte jedes Gefühl seiner Natur beleidigt und gekränkt.

Er lehnte nachläßig und gleichgültig an der Gartenthür und sprach mit Pierre, der nach Art seiner Landsleute etwa den funfzigsten Theil seiner körperlichen Kräfte auf das Behacken eines Kartoffelbeetes verwendete. Therese kam an die Thür und redete, ohne, wie es schien, Victor, der zurückwich, um sie vorüber zu lassen, und ihr dann auf die Wiese zu folgen, zu bemerken, Pierre an:

„Pierre, hast Du keine frischen Eier?“

Hierauf wendete sie sich um. — „O, guten Abend Herr v. Vermont, ich hatte schon gedacht, daß Sie wieder in Paris wären. Hörst Du, Pierre, hast Du keine frischen Eier? Mein Fräulein ist seit Donnerstag sehr unwohl. Ich hatte schon geglaubt, daß wir sie verlieren würden. Es geht ihr jetzt etwas besser, und sie liegt auf ihrem Sopha. Ich brauche ein paar frische Eier, denn das arme Ding nimmt keine Nahrung zu sich, und dann hoffe ich, sie zu bewegen, daß sie in der Abendkühle ein Wenig im Schloßgarten spazieren geht. Der Gang bei der Laube ist hübsch schattig.“

„Es thut mir sehr leid, daß das Fräulein so krank ist,“ sagte Pierre mitleidig. „Ich will nachsehen, ob ich nicht einige Eier oder etwas Anderes für sie finden kann!“ Hiermit entfernte er sich.

„Was soll ich denken, Therese?“ begann jetzt Victor, indem er seine Augen auf ihr Gesicht heftete.

„Was Sie wollen, Herr Graf v. Vermont. Sie haben sich ja noch nicht herabgelassen, nachzufragen.“

„Ich bin aus dem Zimmer ihres Vaters vertrieben, buchstäblich aus dem Hause gewiesen worden.“

„Diejenigen, welche mehr Stolz, als Liebe besitzen, thun besser, nach Paris zu gehen, das ist es, was ich denke,“ sagte Therese, indem sie sich abwendete; nach einer Weile fragte sie ihn jedoch: „Was thun Sie hier?“

„Ich weiß es nicht! ich bin wahrscheinlich deshalb hier, weil ich nicht fortkann. Ich bin an die Stelle gefesselt. Wenn ich sie auch nie wieder sehe, so werde ich doch ewig hier bleiben. Aber sagten Sie nicht, daß sie krank gewesen sei?“

„Sie ist sehr krank gewesen. Man hat ihr gesagt, daß sie Sie aufgeben müsse. Sie hat geantwortet: ja, und dabei ist ihr fast das Herz gebrochen. Ich glaube, daß es so wäre, ich wünschte beinahe, daß sie daran gestorben wäre.“

„O meine Virginie!“

Pierre kam zurück: „Da sind die Eier. Die arme liebe junge Dame! Ich hoffe, sie werden ihr gut thun!“

„Nein, sie werden ihr nicht gut thun,“ sagte Therese bitter: „sie sind nicht warm. Es sind kalte leere Dinger! Nimm sie zurück Pierre.“

**De Vermont** ging hinweg. Therese begann ihre Wanderung über die Hügel von Neuem. Sie hatte den Heckenweg durchschritten und war eben in das tiefe, von dichtem Gehölz beschattete Thal am Bache getreten, als plötzlich ein Mann ihren Arm ergriff. Es war **de Vermont.**

„Sie gedenken doch nicht, Therese,“ sagte er rauher, als gewöhnlich, „heute Abend Ihre junge Herrin am Spazierengehn unter den Linden zu verhindern? Wenn Sie es thun, so werde ich, allem Anstande zum Trotz, an ihrem Fenster sein, denn ich muß und will mit ihr sprechen. Ihr Vater beweist mir keine Rücksicht, und ich werde keine für ihn haben. Ich werde mit ihr sprechen, Sie mögen dabei sein oder nicht, wie Sie wollen, aber ich will sie sehen.“

„Nun vielleicht wird sie gegen neun Uhr in jenem Gange sein.“

„Sie soll! Ich bin lange genug ein zahmer Mensch von gutem Benehmen gewesen; aber meine Bedenken sind zu Ende. Es handelt sich nicht blos um mein Glück, sondern auch um das ihre. Ich sehe es ein und habe keine Lust, das meine wie das ihre durch

Tollheit oder Kleinigkeitskrämerei vernichtet zu sehen. Die Gesetze des Landes schützen uns vor solcher Thorheit. Ich sehe ein, daß sie mein Eigenthum ist, und ich will sie behalten. Ich betrachte sie jetzt als meine Gattin und sie soll mir um unser Beider willen gehorchen; ich werde nicht zugeben, daß ihrem Vater übereilte Versprechungen gemacht werden."

Die Mondstrahlen zitterten durch die flüsternden Bäume und die funkelnden Sterne schimmerten am Himmel, aber der Gang, in welchen Virginie und Therese einbogen, war vollkommen dunkel. Sie war zu schwach, um allein zu gehen, und stützte sich auf ihre Gefährtin. Eine kleine Oeffnung in den überhängenden Bäumen ließ bei dem hellen Licht des Mondes ihre zarte, weiße jungfräuliche, jetzt aber gebückte Gestalt wahrnehmen. Der leichte, elastische Schritt war zaudernd geworden, die schöne, wiewohl zarte Rose der Gesundheit gewelkt, die Lider hingen schwer über ihre Augen.

„Meine Geliebte!" sie lag in seinen Armen, an seiner Brust. Sie hing einen kurzen, seligen Augenblick an ihm! sie sehnte sich, so zu sterben.

„Mein Leben! — meine Seele!" seine Zärtlichkeit, seine Liebe waren unbeschreiblich. Ach, Virginie, jener kurze Augenblick wird nie, nie aus Deinem Herzen verwischt werden.

Therese stand neben ihnen, und ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, mit Thränen, wie sie die

Engel vergießen, Thränen der Freude über das Glück Anderer.

Sie lag ruhig wie ein Kind in seinen Armen. Wieder bei ihm zu sein, war genug: es war der Himmel.

„Geliebteste, Du bist krank gewesen?“

„Ach, Victor!“

Für Diejenigen, welche lieben, sind wenige Worte hinreichend. Wenige genügten an jenem Abend, als sie, von Therese begleitet, im schattigen Gange auf und ab schritten, aber die Zeit, und eine kurze Zeit reichte hin, um den Faden zu entwirren, wie es Bernard vorausgesagt, wenn auch vielleicht nicht ganz auf die von ihm erwartete Weise. Dies eine Zusammentreffen entschied das Schicksal Virginiens. Sie fühlte die Wahrheit Desjenigen, was Victor anführte, daß sie ihm gehörte, daß ihm ihre Treue und Beständigkeit gebührten, und daß es weder recht, noch klug sein konnte, so unbegründeten und ungerechten Vorurtheilen, wie die des Marquis, das ganze Glück zweier Liebenden zu opfern. Sie zauderte, sie zitterte, sie zweifelte; aber die Gründe waren von jenen Lippen nur zu überzeugend, und sie versprach ihm endlich, seine Hand anzunehmen, sobald sie zu dem Alter gelangen würde, wo das französische Gesetz für die Emancipation von in ihren Umständen befindlichen Kindern unter Beobachtung gewisser Formen sorgt und dann legte sie sich, von seiner Zärtlichkeit

beschwichtigt, von seinen Betheuerungen beruhigt, von seiner Kraft gestärkt, auf ihr Kissen nieder und schlief, wie ein Kind, während de Vermont, auf die Mittel bedacht, sie zu beschützen und ihr Glück zu befördern — edler und besser — nach Hause zurückkehrte.

---

## Dreizehntes Kapitel.

Der Marquis war gegen seine Gewohnheit an jenem Abend ebenfalls ausgegangen. Er hatte mit der Miene ängstlichen, unruhigen Nachdenkens ebenfalls die Hügel bestiegen und vergebens in ihrer Einsamkeit und Stille den Frieden gesucht, welcher das von Selbstanklagen, von Kummer um die Vergangenheit und von Schrecken für die Zukunft zerrissene Herz noch immer nicht erfüllen wollte.

Er hatte Jahre lang gegen die Beängstigungen, welche seinen Geist erfüllten, angekämpft, aber sein stolzes hartnäckiges Herz widerstand den Tröstungen, die die Vernunft, oder, was noch weit besser gewesen wäre, die Religion seiner Seele geboten haben würden. Er weigerte sich halsstarrig, sich in Demuth oder Ergebung seinem Schicksale zu fügen, und man konnte nicht sagen, daß er in jenem langen Zeitraum ein einziges Mal die beschwichtigende Wirkung einer wahren Reue gefühlt

habe. Ein hochmüthiger Geist der Selbstrechtfertigung, ein bitteres und unüberwindliches Bewußtsein, des ihm widerfahrenen Unrechts, eine Entschlossenheit, sich als einen Mann zu betrachten, gegen den mehr gesündigt war, als er selbst gesündigt hatte, erhielten ihn in einem Zustande der Unbußfertigkeit, welcher, wenn er auch den folternden Qualen der Reue entgeht, doch keinen Augenblick die Wärme der Versöhnung, die selige Zusicherung der Verzeihung und des Friedens, die Freude im Himmel, welche „den Sünder, der Buße thut" erwartet, genießen kann. Er hatte, wie gesagt, in den letzten Jahren seines Lebens dadurch eine gewisse Art von Ruhe erlangt, daß er hartnäckig seinen Geist von der Betrachtung der Zukunft abwendete und seine Gedanken, so gut er konnte, mit andern Dingen beschäftigte, indem er sich schmeichelte, daß das von ihm so sehr gefürchtete Ereigniß durch irgend einen Zufall nie eintreten werde, sich der gewöhnlichen Täuschung hingab, daß er durch den Verzug den Folgen seiner Unklugheit und Thorheit entgehen werde.

So unempfindlich er jedoch auch gewöhnlich zu sein schien, konnte er doch nie, ohne die peinlichsten Schmerzen, das Schicksal betrachten, welches aller Wahrscheinlichkeit nach seine Tochter erwarte; und da er wußte, daß jede Zuneigung, jedes Verhältniß, welches sie eingehen konnte, ihr Unglück auf's Höchste steigern müsse, so hatte er sich mit ihr aus der Welt zurückgezogen und sie gänzlich von der Gesellschaft ihrer

Alters- und Standesgenossen getrennt, indem er sich vergebens schmeichelte, daß die Hälfte der über ihrem Haupte schwebenden Uebel vermieden werden könnte, wenn es ihm gelänge, ihr Herz und ihre Phantasie vor der Möglichkeit einer Verwickelung zu schützen.

De Vermont's Werbung hatte ihn mit Schrecken erfüllt, aber die widerstandslose Unterwürfigkeit, womit Virginie seinen Befehl, sich jeden weitern Verkehrs mit ihm zu enthalten, aufnahm, hatte seine Besorgnisse einigermaßen beschwichtigt. Er bemühte sich, die von ihr verrathene tiefe Bewegung zu vergessen und hatte mit der Blindheit Derjenigen, welche die Kraft der Leidenschaft überlebt und vergessen haben, seine Besorgnisse mit den alltäglichen und nur zu oft falschen Ideen beruhigt, daß es eine bloße Mädchenlaune sei, bald vergessen werden würde, und kein wesentliches Hinderniß für ihr vernünftiges Glück abgeben könne.

Und nachdem er so die Sache mit sich in's Reine gebracht hatte, beschloß er geduldig und ohne weitere Einmischungen abzuwarten, was das Schicksal zunächst bestimmen werde.

Dies waren die Beschlüsse, zu welchen er endlich im Laufe jenes langen Abendspazierganges gelangt war, und nachdem er so seine Unruhe beschwichtigt hatte, trat er in einem ziemlich behaglich zu nennenden Geisteszustand seinen Heimweg an und kam dabei durch den Garten, welcher mittelst einer kleinen eisernen Pforte auf die Hügel hinaus ging.

Sein Weg führte ihn durch das obere Ende der Allee, er blickte darin hinab. Der Mond verbreitete Licht genug, um entfernte Gegenstände schwach erkennen zu lassen. Er erblickte am andern Ende der Allee drei Gestalten, deren Gesichter von ihm abgewendet waren. Der Leib der einen, weiß und schlank, wurde von dem Arme eines Mannes umschlossen, der mit zu ihr hinabgebeugtem Haupt zärtlich zu flüstern schien. Eine kleine, elfenartige Figur, die er nicht verkennen konnte, folgte den Beiden.

Er ging weiter, trat in das Schloß und zog sich in sein Zimmer zurück.

An jenem Abend wurde Therese aufgefordert, sich zu dem Marquis zu begeben.

Sie fand ihn allein. Er schritt in seiner Bibliothek auf und ab. Der entsetzliche Ausdruck unterdrückten Grimmes, welcher ihr vor Jahren schon eine unendliche Furcht eingeflößt hatte, bleichte sein Gesicht. Er wendete sich bei ihrem Eintreten zu ihr und sprach mit zusammengepreßten Zähnen, als ob er sich vorgenommen habe, den Sturm des Zornes, welcher ihn vom Kopf bis zum Fuße durchzuckte, nicht zum Ausbruch kommen zu lassen:

„Komm herein, Therese, schließe die Thür!“

Sie gehorchte. „Du bist, wie es scheint, diesen schönen Abend ausgewesen, und hast die Güte gehabt, meiner Tochter zu erlauben, mit Dir im Mondschein unter den Linden spazieren zu gehen! Die junge Dame,

deren Obhut Deiner Klugheit anvertraut ist — und Du hast, wie es scheint, Gesellschaft gehabt — kurz, es scheint, Madame —" und seine Stimme wurde lauter, als der Zorn bei ihm die Oberhand gewann — „es scheint, daß Du die heroische Rolle einer hingebenden Wärterin und Freundin meiner Tochter, meiner unglücklichen Tochter gespielt und Dich zu der schändlichsten Handlung herbeigelassen hast, welche Dein verächtliches Geschlecht mit Schmach bedecken kann. Du hast mein Vertrauen verrathen, Du hast Dein Amt gemißbraucht, Du hast die Unschuldige verderbt, um Deine erbärmlichen Zwecke auszuführen. Männer, die es wagen, solche Dinge zu thun, werden mit Füßen gestoßen, aus der Gesellschaft getrieben; was soll man zu einer Schlange, wie Du, sagen?"

Therese zitterte, trotz des sie charakterisirenden Muthes, bei diesem Angriff vom Kopf bis zu den Füßen. Sie hatte das Gefühl eines bei etwas Schlechtem ertappten Menschen. Und wie zuversichtlich wir auch von der Reinheit unserer Absicht überzeugt sein mögen, wenn wir Handlungen unternehmen, die wir verborgen zu halten wünschen, so liegt in dem Geheimniß doch etwas der Schuld so Aehnliches, daß wir uns nicht enthalten können, wenn wir entdeckt werden, ein gewisses Schuldbewußtsein zu empfinden, und schuldbewußt auszusehen. Sie stand also entsetzt, bleich, verwirrt und an allen Gliedern zitternd da.

Der Marquis fuhr fort:

„Was ist Deine und jenes schwachen Mädchens Absicht dabei, daß Ihr so ihrer Weiblichkeit und ihrem adeligen Geschlecht Schande macht, und zu ihrer und aller ihrer Verwandten Unehre solche gemeine Intriguen spinnt? Ich weiß, und Du brauchst mir nicht entgegenzuhalten, daß unsere erbärmlichen neumodischen Gesetze ihr, den heiligen Ansprüchen des kindlichen Gehorsams zum Trotz, in einem gewissen Alter erlauben, selbst ihre Wahl zu treffen und jeden beliebigen Abenteurer in das Haus ihres Vaters zu bringen, ihn zum Erben — unter solchen Umständen blos dem Namen nach zum Erben — ihres Vaters zu machen. Aber bist Du so unwissend," fügte er höhnisch hinzu, „und so unschuldig, um zu denken, daß ein von Dir erzogenes Mädchen fünf Jahre lang warten werde? das scheint mir ein langer Zeitraum zu sein."

„Nein," sagte Therese, „ich hatte gehofft, bei Ihnen Liebe zu Ihrem Kinde und Gerechtigkeit zu finden, und von dieser Hoffnung habe ich mich leiten lassen."

„Du hast gehofft, mich zur Einwilligung zu zwingen, obgleich ich feierlich erklärt habe, daß es nicht in meiner Macht stehe, sie zu geben. Das meinst Du also?" fragte er spöttisch. „Du hast, wie es bei Denjenigen, welche mich zu beurtheilen wagen, gewöhnlich ist, gedacht, daß ich eine erbärmliche, gemeine, lügnerische Schurkenrolle spielte, als ich sagte, daß es un-

möglich sei, daß sie keinen de Vermont heirathen solle, weil sie es nicht könne — das hast Du sagen wollen. Nun, da mein Wort in Frankreich nicht mehr als das Wort eines Ehrenmannes und Edelmannes gilt, so will ich es Dir bei einer von den Erfindungen, die die Priester entdeckt haben, um die Narren in Fesseln zu halten, schwören, ich will Dir schwören, daß sie nicht die Gattin eines de Vermont werden kann. Sie ist einem Andern versprochen, und soll diesem Andern zufallen, das heißt, wenn ich im Zeitraum von fünf Jahren, denn dieser Zeitraum ist noch mein Eigenthum, die Macht habe, einen hartnäckigen Willen zum Gehorsam gegen einen andern zu zwingen. Es wird immer noch Klöster geben, in denen sich kindlicher Gehorsam lehren läßt. Sage ihr, daß ich es für räthlich halte, das System ihrer Erziehung zu verändern, da ich bemerke, daß ich mich weder auf ihr Pflichtgefühl verlassen, noch auf ihr Zartgefühl vertrauen kann."

Therese war wie vom Blitze getroffen. — „Versprechen!"

„Ja!" sagte der Marquis bitter. „Es hat eine Zeit gegeben, wo sich die Aeltern herausnehmen durften, über die Existenz Derjenigen, welche ihnen das Leben verdankten, zu verfügen. Ich weiß so gut, wie Du, daß Alles dieses jetzt besser geworden ist. Das Alter braucht nicht mehr mit Ehrerbietung betrachtet zu werden, der kindliche Gehorsam ist zu einem Scherz geworden. Wozu nützen Aeltern, als zu gehorsamen

Dienern ihrer Kinder? Ich thue Dir jedoch zu wissen, daß ich, von den veralterten, abergläubischen Gewohnheiten meiner Familie geleitet, mir die Freiheit genommen habe, meine Tochter zu versprechen, und daß ich unter dem Einfluß ebenso verächtlicher, wie veralterter Gewohnheiten mein Versprechen zu halten gedenke."

„O, gnädiger Herr Marquis!" sagte Therese, indem sie mit einem Gesicht voll unaussprechlichen Entsetzens einen Schritt auf ihn zu that, „sprechen Sie nicht so bitter und so furchtbar. Die Zeiten sind, dem Himmel sei Dank, vorüber, wo über Hand und Herz verfügt wurde. Nehmen Sie Ihr übereiltes Versprechen zurück, stürzen Sie Ihre Tochter nicht in's Unglück. Bedenken Sie, gnädiger Herr, daß es in den Tagen, von denen Sie sprechen, großes Elend und große Sünde gegeben hat."

„Ich weiß es!" sagte der Marquis wild, „und jetzt giebt es ebenfalls große Sünde und großes Elend — daran brauchst Du mich nicht zu erinnern. Warum sollte ich sie als meine Tochter betrachten? Sie ist in bitterm Widerwillen gegen mich empfangen, sie ist im Paroxismus der Verzweiflung und des Hasses an's Licht getreten. Ja, ja, sie ist dazu geschaffen, einen de Vermont zu lieben. Aber ich sage Dir, es ist vergebens: mein Wort ist verpfändet, sie soll diesen de Vermont nicht wiedersehen. Es giebt, sage ich Dir, im Lande noch Klöster, worin sich kindlicher Gehorsam noch lehren läßt. Sage ihr, daß sie sich bereit halte, in drei

Tagen in ein solches zu gehen. Du kannst das Zimmer verlassen!"

Therese gehorchte bleich und zitternd. Sie verließ hastig das Zimmer und trat, fast an ihrer Bewegung erstickend und ohne sich Zeit zur Ueberlegung zu lassen, schnell in das Gemach Virginiens, die, von ihrem Abendspaziergange ermüdet, so eben ins Bett gebracht worden war. Ihr Kopf ruhte auf ihrem Kissen, ihre Augen strahlten noch von einer sanften unschuldigen Freude, welche ihre, jetzt von ihren schweren Verlegenheiten erlösten Gedanken erfüllte. Sie war mit sich zufrieden, von Vertrauen auf Andere erfüllt, mit der Gegenwart zufrieden und in Bezug auf die Zukunft von Hoffnung beseelt. — So lag sie da, ihr Herz war von milden liebevollen Gefühlen erwärmt, ihre schönen Augen waren schöner als je, ihr weiches Haar wallte wie ein Schleier um ihr Gesicht, ihr Mund war von unschuldigem Entzücken halb geöffnet.

Die Thür ging auf, und Therese kam hinein; sie blickte auf's Bett, schaute einen Moment in sprachlosem Schmerz darauf hin und sank dann mit einem tiefen Stöhnen über die Füße ihres Kindes.

Virginie schrak auf und schloß sie mit entsetztem Gesicht in ihre Arme. „Meine theure, theure Therese!" rief sie.

Aber Therese antwortete nicht. Sie stöhnte schwer und schien, wie sie so mit dem Gesicht auf der Bettdecke lag, betäubt zu sein, und als Virginie ihren

Kopf erhob, war er jeder freiwilligen Bewegung fast ebenso beraubt, als wäre sie bereits todt gewesen.

Das junge Mädchen sprang jetzt aus dem Bette, eilte, um Wasser zu holen und versuchte, ihr Etwas davon an die Lippen zu bringen, aber Therese schob es zurück.

Hierauf erhob sie sich ohne Hülfe, wendete sich um, ihr Auge fiel auf die schöne Gestalt in ihrem langen, weißen Gewande, auf das so liebevoll und innige, ihr zugekehrte Gesicht. Sie blickte einen Moment auf sie, schloß sie plötzlich in ihre Arme, fiel ihr um den Hals und brach in lautes Geschrei und Thränen aus. Virginie, die von einem Uebermaß des Gefühls, wie sie es noch nie kennen gelernt hatte, in Verwirrung gesetzt wurde, fuhr fort, sie zu küssen und zu liebkosen und versuchte sie zu trösten, aber vergebens. Ihre Klagen blieben laut und entsetzlich, endlich fanden sie Worte.

„Man will Dich fortführen, mein Kind, und Dich umbringen. Du bist verkauft, versprochen und einem Andern gegeben, und man wird Dich umbringen, mein Liebling, ach Himmel! ach Himmel!"

Virginie war jetzt ebenso weiß, wie ihr Nachtkleid. „Setze Dich nieder, Therese und sage mir, was so Entsetzliches vorgefallen ist."

„Dein Vater hat Dich einem Andern versprochen, und er will sich nicht bewegen lassen — er ist entsetz-

lich — ich kenne ihn gut, er ist nicht zu bewegen; er hat Dich einem Andern versprochen, und das wird Dich umbringen!“

„Aber,“ sagte Virginie, die aus den Schwierigkeiten ihrer Lage Festigkeit und Standhaftigkeit zu lernen und aus der strengen Lehrzeit des Schmerzes Vortheil zu ziehen begonnen hatte, „es war umsonst, mich zu versprechen, denn mein Wort ist schon gegeben. Ich werde meine Pflicht gegen meinen Vater erfüllen, aber dies ist nicht meine Pflicht. Sei nicht niedergeschlagen, meine Freundin, man soll mir dies nicht thun, ich werde gegen Victor mein Wort nicht brechen.“

Therese blickte in ihre Augen auf und küßte dann leidenschaftlich ihre Hand. „Aber man wird Dich hinwegführen, man wird Dich in ein Kloster bringen, man wird Dich fünf lange, traurige Jahre einkerkern, und was wirst Du dann thun? Du wirst Dich endlich doch unterwerfen.“

„Fünf lange Jahre!“

Virginie vertraute ihrer jugendlichen Kraft und wurde nicht entmuthigt, wenn sie auch ein Wenig zitterte. Sie versprach sich, daß fünf Jahre, ja selbst fünf Jahrhunderte ihre Standhaftigkeit nicht überwinden sollten. Aber de Vermont, der besser die Macht der Einsamkeit, Verfolgung und dauernder Tyrannei und ein so zartes Herz zu beurtheilen im Stande war, schauderte bei dem Gedanken.

Die Idee einer fünfjährigen Trennung, die dem unerfahrenen Enthusiasmus nur wie ein Tag vorkam, war ihm, der die Veränderungen und Wechselfälle dieser Welt kannte, eine Ewigkeit — mit unbedingter Trennung gleichbedeutend, und Therese betrachtete es mit gleicher Niedergeschlagenheit, als die Vernichtung aller ihrer Hoffnungen.

Was war jedoch zu thun? Wie oft wanderte Therese und Victor den schmalen, schattigen Heckenweg hinab, besprachen alle diese peinlichen Umstände, erfanden und verwarfen tausenderlei Pläne, um sich von dieser barbarischen Tyrannei zu befreien. — Eine vierspännige Extrapostchaise und hurtig über die Grenze! sind Dinge, die in den französischen Sitten noch keinen Halt gefunden haben; eine achtungsvolle, gerichtliche Anzeige, daß dies ihre Absicht sei, ist bei den Franzosen die übliche Weise, sich ihren Eltern zum Trotz zu verheirathen. Aber Virginie war zur Ausübung dieses Privilegiums um fünf Jahre zu jung, und mußte während dieser Periode in der Gewalt eines Vaters bleiben, der nicht ganz ohne Grund erbittert und offenbar nicht von einem Charakter war, um sich leicht von seinen Vorurtheilen bekehren oder durch Ueberredung von seinen Entschlüssen abbringen zu lassen.

„Ich glaube,“ sagte Virginie, „daß ich gewiß sein kann, mich weder durch Verfolgung, noch durch Schmeichelei von meinem gegebenen Worte abwendig

machen zu lassen. Aber mein Victor ist unruhig, und wie sollte ich seinen Schmerz fünf Jahre lang ertragen? Therese, bringe Herrn Bernard noch ein Mal zu mir. Er ist weise, ich will ihn zu Rathe ziehen, da ich meinen Victor nicht wiedersehen kann."

## Vierzehntes Kapitel.

Um diese Zeit las man in den Pariser Zeitungen folgende Anzeige:

Palais royal, den 25. Nov. 1818. — An diesem Orte und in der Nacht jenes Tages wurde ein Schatz verloren und gewonnen, wenn der Gewinner nicht geneigt sein sollte, sich von dem damals Erworbenen loszusagen, so wird er ersucht, sich einzustellen und seine Ansprüche geltend zu machen, oder Diejenigen, unter deren Obhut er sich befindet, von jeder weitern Verantwortlichkeit in Bezug darauf zu befreien. Den 10. Sept. 183—

---

In Folge der eifrigen Bitten Virginiens, hatte Therese mit Ueberwindung der Vorurtheile, welche sie gegen die Priester hegte, und ihrer Furcht, vor deren Einmischung sich endlich herbeigelassen, Bernard aufzu-

suchen und ihn zu bitten, noch ein Mal in ein Zimmer zu kommen, welches nicht wieder zu betreten er insgeheim beschlossen hatte.

Virginie war allein, sie erhob sich bei seinem Eintritt, ging ihm höflich entgegen und gab ihm ihre Hand.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen, daß Sie kommen, Herr Bernard!" sagte sie, „und ich schäme mich, Ihnen so viele Mühe zu bereiten, aber ich sehne mich nach Ihrem Rathe."

Sie deutete auf einen Stuhl, nahm selbst auf dem Sopha Platz und begann ihm mit einer ruhigen und bescheidenen aber doch bestimmten Miene, welche der gewöhnlichen Weichheit ihres Wesens einen neuen eigenthümlichen Reiz verlieh, die Gefühle eines Herzens vorzulegen, welches das Zartgefühl, die Liebe und Güte selbst ist.

„Ich bin äußerst rathlos und es macht mir eine Mühe, wie ich sie noch nie gekannt, meine, mir einander zu widersprechen scheinenden Pflichten, mit einander zu vereinigen. Meine Umstände haben sich seit dem letzten Male, wo ich Sie sah, bedeutend verändert: es haben sich große Schwierigkeiten auf meinem Wege erhoben. Ich glaube, einzusehen, daß sich meine Pflichten ebenfalls verändert haben."

„Meine Treue," hier schlug sie ihre Augen nieder, „ist Demjenigen verpfändet, welcher mein Gatte werden soll. Mein Vater hat jedoch den Vorsatz ausgesprochen,

mich einem Andern zu geben. Ich denke, daß er hierdurch die Grenzen der Gewalt überschreitet, welche die Natur den Eltern anvertraut hat, und daß es selbst einem Vater nicht erlaubt ist, nach Belieben den heiligsten Gefühlen des Herzens seines Kindes Gewalt anzuthun. Und ich glaube, Recht zu handeln, — ich bitte Sie, mir zu sagen, ob dies der Fall ist — indem ich entschlossen bin, dieser letzten Ausübung seiner Gewalt Widerstand zu leisten, mein bereits verpfändetes Wort zu halten, und vor Allem lieber bis zum Tode gegen ihn anzukämpfen, als die schwere, verrätherische Sünde zu begehen, einem Andern vor dem Angesicht meines Schöpfers das Herz zu versprechen, über welches ich nicht mehr verfügen darf."

„Irre ich?" fragte sie mit einem besorgten Blicke in seine Augen, „irre ich in diesem Entschlusse, einer Person, die meine Untreue so elend machen, auf diese Weise meine Treue zu bewahren?"

Der Priester blickte auf ihr von einer reinen heiligen Flamme der Liebe und Ehre strahlendes Gesicht. Er seufzte tief: „O nein!"

„Aber mein Victor ist unruhig, Herr Bernard, er ist höchst unglücklich. Er kann meinem Muth und meiner Ausdauer nicht vertrauen. Man spricht davon, mich auf fünf lange Jahre in ein Kloster zu sperren. Er denkt — ach er täuscht sich! — daß mich fünf Jahre ihm entfremden könnten; fünftausend könnten es nicht. Wollen Sie, mein lieber Herr, wenn Sie

denken, daß ich recht habe — wollen Sie zu ihm gehen und ihn trösten, und ihm das mangelnde Vertrauen auf meine Entschlossenheit einflößen? wollen Sie, der so gut zu überreden versteht — wollen Sie ihn zur Geduld und Hoffnung überreden? Dies ist Alles, was uns jetzt noch bleibt."

„Fünf Jahre in ein Kloster!" wiederholte Bernard, „in welches Kloster?"

„Ich glaube in das der Usulinnerinnen zu Rouen," sagte Virginie.

„Das verhüte Gott!" rief Bernard, „die Clausur ist streng — das Gefängniß ist still und finster! Der Schrei des Opfers dringt zu keinem menschlichen Ohre. Der Herr verzögert seine Rache. Nein Fräulein von Montalembert, Sie dürfen nicht dorthin gehen. Ich spreche nicht von geheimnißvollen Schrecknissen, ich glaube, daß diese längst zu existiren aufgehört haben, aber von uns Allen getrennt zu werden, eingemauert zu werden, ohne mit irgend einem lebenden Freunde verkehren zu können — alle diese Foltern des Geistes zu dulden — das vermag ein Geist, wie der Ihre, nicht zu ertragen."

„Und doch," sagte sie, „will ich sie lieber tausend und abertausend Mal dulden, als meine Hand einem Manne geben, von welchem mein Herz nichts wissen will."

„Ihre Hand, ohne Ihr Herz! —" Bernard schauderte.

Hierauf trat eine lange Pause ein, während welcher Virginiens Augen besorgt auf das Gesicht des Priesters geheftet waren, und sich bemühten, die darüber wie Wolken hinwegziehenden Charaktere des Schmerzes, Zweifels und der Ungewißheit zu deuten. Er, seinerseits war in Gedanken versunken und schien in einem heftigen Kampf mit sich, ihre Gegenwart nicht zu bedenken. Von Zeit zu Zeit seufzte er tief auf. Endlich ermannte er sich, wie man einen furchtbaren Traum abschüttelt, oder viel mehr, wie man sich mit einer entschlossenen Anstrengung von einer Gedankenkette, die man verbannen will, befreit, richtete sich plötzlich auf und sagte:

„Verzeihen Sie mir, Fräulein v. Montalembert, dieser Gegenstand scheint einer reiflichen Ueberlegung zu bedürfen, und doch würde vielleicht muthige Entschlossenheit besser sein."

Er dachte nach, er zauderte, der Ausdruck seines Gesichts wurde immer unruhiger und ungewisser. Endlich erhob er sich mit der Miene eines Mannes, welcher plötzlich zu einem Entschluß gelangt ist, und sagte:

„Es giebt nur einen Ausweg — ich will ihn wagen — gute Nacht! Wenn Therese heute Abend gegen acht Uhr auf die Brücke kommt, so soll sie von mir hören."

„Wollen Sie so schnell gehen?" sagte Virginie mit einem Blicke getäuschter Hoffnung, „Sie flößen mir nicht, wie das letzte Mal, neuen Muth ein. Sie

brechen das Gespräch plötzlich ab — Sie glauben vielleicht, daß ich Unrecht habe?"

„Nein," sagte er mit auf den Boden gehefteten Augen und wie in einem Traume. „Nein, nein, ich will sein Glück sichern.

Er blieb stehen, setzte sich nieder, heftete seine Augen wie fragend auf sie und schien sprechen zu wollen, aber die Worte verklangen, ehe sie noch laut wurden. Endlich erhob er sich mit einer erneuerten Anstrengung, sagte kurz: „Schicken Sie Theresen!" und verließ plötzlich das Zimmer.

Seine Schritte waren schwankend und unsicher, er stolperte auf der Schwelle, er ging wie gelähmt, alle seine Glieder schienen ihm den Dienst zu versagen. Es gelang ihm nur mit Mühe, das Thälchen, worin Pierre's Haus stand, zu erreichen. Hier angekommen, sah er sich um und fand, was er suchte. **De Vermont** schritt aufgeregt, ruhelos, untröstlich und mit sich und der Welt unzufrieden unter seinen geliebten Ulmen auf und ab. Es war ein dunkler, windiger Herbstabend, die schwarzen Wolken segelten düster am Himmel hin, und der Wind fegte von Zeit zu Zeit heulend das Thal hinab, bog die finstern Baummassen von einer Seite zur andern, aber er stand ganz im Einklange mit seinen Gefühlen, wie er so in peinlichen und besorgten Gedanken umherwanderte. Es war schon spät, und unter den Bäumen bereits so dunkel, daß Bernard's Gesicht kaum zu erkennen war, als er plötzlich zu Victor heran-

trat und ihn in den hastigen und fast scharfen Tönen anredete, welche das sichere Zeichen sehr erschütterter Nerven sind: „Herr v. Vermont!“

„Herr Bernard!“ sagte Victor überrascht, und wendete sich mit der Gewißheit um, welche durch die Anwesenheit eines Fremden erregt wird, wenn die Gedanken sich mit Gegenständen von tieferem Interesse beschäftigen: „Sie sind es! ich hoffe, daß Sie Sich wohl befinden? Zu jeder andern Zeit würde mir Ihre Gesellschaft das größte Vergnügen machen. Aber verzeihen Sie mir, für jetzt bin ich so unglücklich, daß mich Nichts bewegen würde, die Qual zu erleiden, auch nur auf fünf Minuten einen Gesellschafter abzugeben. Entschuldigen Sie mir meine Freimüthigkeit oder Unhöflichkeit. Es giebt Zeiten, wo wir die Ceremonien verschmähen, und Das, was wir wünschen zu thun, und Das, was wir fühlen, auszusprechen wagen.“

„Ich würde der Letzte sein,“ sagte Bernard, der Sie in diesem Augenblicke stören möchte. Ich komme von Fräulein v. Montalembert.“

„Ah!“ rief Victor, „von ihr! was will sie? was kann sie mir wissen lassen? was kann sie sagen, das im Stande wäre, meinen Geist von der furchtbaren Besorgniß, an der ich leide, zu befreien?“

Bernard schien während dieses Gesprächs seine gewohnte Urbanität und Beredtsamkeit völlig verloren zu haben. Er konnte nur mit Mühe sprechen, als ob ihm die Zunge am Gaumen klebte.

„Herr v. Vermont," begann er, „ich bin mit der gegenwärtigen Lage dieser unglücklichen Angelegenheit, und dem Entschluß, welchen der Marquis von Montalembert ausgesprochen hatte, bekannt gemacht worden. Er hat beschlossen, seine Tochter auf fünf Jahre in ein Kloster zu bringen, und man trifft jetzt Vorbereitungen zu ihrer sofortigen Entfernung."

„Schon Vorbereitungen zu ihrer sofortigen Entfernung! Gütiger Himmel! Sie können nicht im Ernst sprechen! Der verblendete Tyrann!" rief Victor, während Bernard, der nicht einmal zu hören schien, daß er sprach, seine Rede auf eine Weise fortsetzte, die vielmehr Derjenigen glich, mit welcher man eine verhaßte auswendig gelernte Lection hersagt, als der, womit man sich mit einem lebenden Wesen unterhält.

„Da ich weiß, was aller Wahrscheinlichkeit nach eine fünfjährige Einkerkerung im Kloster zur Folge haben wird," sagte er mit einem leichten Schauder, „so komme ich, um ein Auskunftsmittel vorzuschlagen."

„Fünf Jahre in einem Kloster! fünf Jahre in einem Kloster!" wiederholte Victor in einem bemitleidenswürdigen Tone, eine Ewigkeit der Trennung und des Leidens für uns Beide! Meine Virginie! was wird aus Dir werden! was wird aus mir werden!"

„Das einzige Auskunftsmittel, welches ich vorschlagen kann," fuhr der Priester immer noch in derselben unnatürlichen Weise fort, „das einzige Auskunftsmittel, welches sich mir zur Verhinderung der

Wirkung dieses Verfahrens und zu ihrer Erlösung von dem Verderben, welches, wie ich sehe, ihr bevorsteht, darbietet, ist dies eine. Aber ist es nicht seltsam, daß ich es vorschlagen sollte!" unterbrach er sich, „ich, der eigentlich die Bande des kindlichen Gehorsams stärken und nicht schwächen sollte; was läßt sich indeß thun? Es giebt keine Alternative, es muß geschehen." Er trat näher zu Victor, der mit Aufmerksamkeit wartete, was weiter kommen sollte. „Herr von Vermont, es giebt nur eine einzige Art, um Sie zu retten, Sie müssen sie sofort heirathen."

Die letzten Worte verließen seine Brust, als ob sie durch einen Krampf hinausgetrieben würden.

„Sie heirathen!" rief Victor, „o Virginie! Was sagen Sie da? sie heirathen! o gern mit Freuden! Aber wie läßt sich das thun?"

„Ich weiß," sagte Bernard, „daß dies nicht den legalen Formen gemäß gethan werden kann; aber es läßt sich in Uebereinstimmung mit den religiösen thun und meine Ansicht ist die, daß eine solche Heirath, so unvollkommen sie auch wäre, hinreichend sein würde, um jene unglückliche, junge Dame davor zu retten, ein Opfer eines stärkern Willens, als der ihre, zu werden. Ich komme daher, um meine Dienste zur Verrichtung dieser Ceremonie anzubieten, und sie wird, wenn auch nicht hinlänglich, um Sie unlöslich zu binden, doch genug sein, um Ihrer vollkommenen Trennung ein unüberwindliches Hinderniß entgegenzustellen, und wenig-

stens das zarte Gewissen des Fräuleins v. Montalembert davor bewahren, sich durch falsche Eindrücke von ihrer kindlichen Pflicht auf ungehörige Weise beeinflussen zu lassen."

„Ich gestehe, daß dieser Vorschlag von einem Mann meines Standes seltsam klingt, entschuldigen Sie aber die Verwirrung, mit welcher ich sprach — er mag recht oder unrecht sein, ich habe ihn gemacht."

Victor sprang von einer Bank, auf die er sich geworfen, empor. „Wird sie einwilligen? Es ist die einzige Weise, sie zu retten. O Bernard, wie kann ich Ihnen meine Dankbarkeit für diese großherzige Achtlosigkeit gegen Ihre innern Bedenken hinlänglich kundgeben! Lassen Sie sie nur die Meine — halb die Meine sein! Ich werde bald ein Mittel finden, um sie vor den Maire zu bringen, und von der Tyrannei des starrsinnigen Vaters zu erlösen. O Bernard! Sie sind uns von dem Himmel geschickt, um uns in der höchsten Noth zu retten."

Ich fühlte, welch' ein armseliger Thor ich war, sagte Victor, als er in seinem Briefe diese Scene beschrieb. Dieser junge Priester hatte den Plan zu einer geheimen Vermählung gemacht und sich Hals über Kopf in den Roman gestürzt, während ich vierundzwanzig Stunden lang wie ein Blödsinniger auf meiner Wiese auf und ab gelaufen war, mein Schicksal bewinselt und sie und mich der Verzweiflung überlassen hatte, ohne die mindeste Anstrengung zu ihrer Erlösung zu machen.

Morgen Abend — denn so ist es zwischen uns ausgemacht — wird Bernard in dem lieben, kleinen Häuschen, wo Madeleine wohnt, die Ceremonie verrichten, welche jeder gute Katholik — und meine Süßeste ist eine treffliche Katholikin — für weit bindender hält, als alle Civilformen. Wenn ich sie erst bei diesen halte, so biete ich allen Beichtvätern in Frankreich Trotz, sie zu überreden, daß sie nicht rechtmäßiger Weise die Meine und nur die Meine ist.

Die Brücke, an welcher der Priester Theresen zu erwarten versprochen hatte, war ein kleiner Bogen über einen von jenen hellglänzenden Bächen, die rieselnd von den nahen Hügeln herabsprudelten und heiter und wie flüssige Diamanten in der Sonne blitzend der See zueilten. Jetzt sah er jedoch schwarz und trübe aus. Die jüngsten Regengüsse hatten ihn angeschwellt und er spiegelte die dunkeln Wolken zurück, welche den Himmel behingen und das schwache Mond- und Sternenlicht verschleierten. — Er schien ein Abbild der trüben Dunkelheit, die Bernards Brust umhüllte, zu sein.

Der Priester wartete, an das Geländer gelehnt, auf das Erscheinen Theresens. Sein Auge war auf das dunkel dahin fließende Wasser geheftet. — Es kam ihm in jenem Augenblick der Entmuthigung, wo er von seinem bessern Engel verlassen war, und sein Geist der düstern Unzufriedenheit, welche leider zuweilen selbst die Besten heimsucht, zur Beute wurde, als das Sinnbild des Lebens vor.

Wir wollen den Schleier nicht lüften, um die Schwäche dieses guten und frommen Mannes zu offenbaren, und seine Leiden nicht zu einem Bilde für die Unterhaltung des neugierigen Auges machen. Das Gefühl, welches bis jetzt still und unbemerkt in seiner Brust gelegen hatte, war durch die plötzliche Selbstschau in's Leben gerufen worden, die aus der Idee entsprang, daß das schöne Wesen, welches er wie einen in einer fernen Sphäre scheinenden Stern und ohne einen unwürdigen Gedanken geliebt und verehrt hatte, einem Andern gegeben werden sollte und zwar von seiner eigenen Hand! — Und der seltsame und für ihn unerklärliche Aufruhr seiner Empfindungen erschütterte ihn bis in sein tiefstes Innere.

Mit der bittern Kraft der Leidenschaften unbekannt, war er außer Stande, die vermischten Gefühle der Eifersucht, des Neides, der Unzufriedenheit und der Verzweiflung, welche sich in seiner Brust erhoben und sie mit den glühendsten Schmerzen folterten, zu analysiren oder zu verstehen. Glücklicherweise werden sie kaum von Denen begriffen, die in den tausend Kanälen häuslicher Liebe, erheiternder Freundschaft und aufmunternder Hoffnung diese dunkeln Ströme, so zu sagen, ableiten und ihre Bitterkeit mildern, wenn sie sie auch nicht gänzlich heben können.

Der Kampf war furchtbar; dennoch aber wurde er in seinem Vorsatze nicht wankend. Er beschloß mit derselben heroischen Festigkeit, womit er sich lieber an

den Brandpfahl hätte befestigen lassen, als einem Grundsatze zu entsagen, ohne Schwanken auf dem vor ihm liegenden Pfade weiter zu schreiten.

Er war der dornige und trostlose, denn die irdische Leidenschaft war in das Heiligthum gedrungen und die Gottheit war daraus entflohen. Die schöne, erwärmende Gluth, die unaussprechliche Freude eines guten Gewissens, die erste und süßeste aller Segnungen, womit der gütige Schöpfer das menschliche Herz, dieses Juwel der Unterwelt, begabt hat, waren von der für ihn unverständlichen Verwirrung der Gefühle, die ihn peinigten und rathlos machten, verschwunden. Selbst hier blieben aber die in der Tugend verlebten Jahre nicht ohne ihre Belohnung. Das Licht war, wenn auch verdunkelt, doch nicht verlöscht, der Leuchtthurm schien immer noch mit nebelhaftem Glanze durch den Sturm. Die Gewohnheit, welche selbst auf den Träumer, auf den Wahn, inniger ihren Einfluß übt, verlor in diesem Augenblicke der Verstörung ihre Gewalt nicht. Seine Schritte waren schwankend und unsicher, dennoch aber wurde er fortwährend auf dem schmalen Pfade geleitet — seine Gefühle waren alle irre gegangen und unrichtig — aber er that recht.

Man konnte jetzt Theresen den Pfad zur Brücke, auf welcher der Priester stand, herabkommen sehen. Sie schien nicht in der angenehmsten Laune zu sein. Therese hegte, wie schon erwähnt, die tiefste Abneigung und das eingewurzelte Mißtrauen gegen die Priester der

Religion ihres Vaterlandes — wie wir fürchten müssen, nicht ganz ohne Grund — und sie betrachtete ihre Einmischung in häusliche Angelegenheiten für das größte aller erdenklichen Uebel. Bernard war ihr erträglicher, als irgend einer von seinen Standesgenossen; aber sie mißtraute selbst ihm und der Einfluß, welchen er bei den jüngsten Ereignissen auf Virginiens Geist zu üben geschienen, hatte nicht dazu gedient, dieses Gefühl zu mildern. Vielleicht mischte sich auch eine ihr selbst unklare Eifersucht damit, denn selbst die edelherzige Zuneigung Theresens konnte dem Einfluß dieser Schwäche nicht völlig entgehen und diese diente nicht dazu, ihre Stimmung zu verbessern.

„Warum locken Sie mich so weit herab?“ begann sie mit mehr Säure in ihrem Tone, als sonst selbst in ihrer unzufriedensten Laune gewöhnlich war. „Sie wissen recht gut, daß ich doch unter keiner Bedingung Etwas von Ihnen erwarten kann.“

„Und warum nicht?“ fragte er mit wehmüthiger, sanfter Stimme.

„O, Ihr Priester! Es ist natürlich Euer Handwerk. Diese jungfräulichen Opfer sind in Euren Augen die frömmsten Thaten. Natürlich wird Alles in Ordnung sein, wenn sie in ein Kloster geht.“

„Ich werde nie dazu beitragen, sie in ein Kloster zu bringen.“

„Sie nicht? was wollen Sie denn thun?“

„Ich will sie morgen Abend mit Herrn v. Vermont vermählen,“ antworte er mit langsamer Deutlichkeit, welche den Versuch, ein Hinderniß in der Sprache zu überwinden, begleitet.

Therese fuhr zurück und faltete mit dem Ausdruck der Ueberraschung und Freude die Hände: „Es ist nicht Ihr Ernst!“

„Allerdings!“ sagte er mit ernstem Tone, während ein trübes Lächeln mit frostigem, nebligen Schimmer auf seinem blassen Gesicht leuchtete. „Allerdings, wenn Sie es auch nicht glauben — und wenn Fräulein v. Montalembert morgen Abend um acht Uhr zu Madeleinens Hütte herabkommen will, so werde ich sie, so weit es durch die Ceremonieen ihrer Religion möglich ist, mit einem Manne verbinden, der, wie ich hoffe, des hohen Vertrauens, das in ihn gesetzt werden soll, würdig ist.“

Er wendete sich um, und schritt langsam von dannen. Therese blickte seinen dunkeln, wallenden Gewändern nach, als er hastig durch die die Ufer des Bachs bedeckenden Büsche wanderte. Er drückte sich zwischen ihnen hindurch und schob sie mit unruhigen Geberden, die mit der gewöhnlichen sanften Ruhe seines Benehmens in traurigem Contrast stand, zu beiden Seiten auseinander. Er eilte jedoch so schnell hinweg, daß er bald aus den Augen Theresens verschwunden war, und diese kehrte mit jubelndem Entzücken nach dem Schlosse zurück.

Bernard versenkte sich in das tiefste Gebüsch, indem er durch die ihn umgebenden Dornen und Schlingpflanzen brach. Indem er angekommen war, wo kein Auge hindringen konnte, warf er sich auf die kalte Erde nieder, seine Arme waren über dem Kopfe gekreuzt, seine sonst mit der Einfachheit eines jungen St. Johannes abgetheilten Locken hingen ihm jetzt wild um den Kopf, und er lag im heißesten aller Kämpfe, im Ringen des von Gott kommenden Willens gegen die geheimnißvollen Dämonen des Innern, jenen gefährlichen geistigen Feinden des Menschen, auf dem Boden. Die Qual war bitter, aber genug, sie blieb nicht erfolglos, das Opfer wurde vollendet. Es wurden heiligere, Desjenigen, dem sie dargebracht, würdigere Gelübde in seinem Innern ausgesprochen. Er erhob sich gekräftigt und ermuthigt von der Erde. Aber obgleich das unsterbliche Theil triumphirt hatte, kam doch der schwache Tempel, worin es wohnte, traurig beschädigt aus der Schlacht; das rebellische Blut klopfte immer noch in seinem Herzen und auf seinem glühenden Gesicht lastete es, wie ein eisernes Gewicht.

---

## Fünfzehntes Kapitel.

Es mochte am folgenden Tage etwa drei Uhr Nachmittags sein, als ein elegantes Coupé mit vier Postpferden, Postillonen mit blauen, scharlach aufgeschlagenen Jacken, Tressenhüten, nackten (dem seit unverdenklichen Zeiten bestehenden Gebrauche gemäß) in die ungeheuren Courirstiefeln gestopften Beinen, hoch geschwungenen und laut knallenden Peitschen und in der ganzen wilden Freiheit eines langen schlaffen Strickgeschirrs von einer Seite zur andern laufenden Gäulen im vollen Gallopp dem Haupteingange des öden, schweigsamen Schlosses Montalembert vorfuhr.

Zwei Piqueur in bunten, aus blau und orange bestehenden Livreen, nach der neuen pariser Mode in diesen Dingen, ritten dem Wagen voraus. Einer von ihnen stieg mit ungeheurer Hast und Wichtigkeit ab und zog kräftig an der Thorklingel. Die schwere, feierlich

klingende Glocke wurde widerstrebend aus ihrem vieljährigen Schlummer erweckt, schaukelte sich unbehaglich, aber den scharfen, hastigen Zügen des Jockei gehorsam, hin und her, und ließ die alten Mauern von einem lauten mißtönigen Lärm wiederhallen, so daß die unschuldigen Vögel, die sich seit langer Zeit ruhig unter Dachvorspringen eingenistet hatten, aus ihren Wohnungen verscheucht, die Hirten selbst auf ihren fernen Hügeln erschreckt wurden, und der alte Paul, der, da ihm sein ursprüngliches Amt als Thürhüter nur wenig Beschäftigung bot, als Feger und Kraut-Jäter arbeitete, aus seiner grünen Einsiedelei im Garten herbeigesprungen kam.

Der alte Mann schulterte seinen, ihn nie verlassenden Besen, lief, so schnell ihn seine zitternden Kniee tragen konnten, nach dem Haupteingange, öffnete ein kleines Thürchen in dem größern Thorflügel und präsentirte sein kleines, welkes Gesicht, auf dem noch ein frostiges Roth zu sehen war, sein schneeweißes, in einen Zopf zusammengebundenes Haar, seine abgemagerte Gestalt und schlottrigen Kleider vor dem bunten galanten Jockei der Chaussé d' Antine.

Der arme Alte stand, von dem Glanz, welchen er erblickte verblüfft, einige Secunden stumm und geblendet da, als ob ihm die Sonne in die Augen geschienen hätte. Er sammelte sich jedoch bald wieder, erhob seine dünne schrillende Sopranstimme und fragte, wer da sei.

„Herr Guibert zum Besuche beim Marquis v. Montalembert,“ war die Antwort eines prachtvoll gekleideten Hasenfußes, der sich bequem auf dem Bedientensitze hinter dem Wagen dehnte.

„Ich weiß nicht, ob der Herr Marquis zu Hause ist,“ sagte der Greis, dessen Stimme vor Alter zitterte, „aber ich will nachsehen.“

„Ihr könnt Euch die Mühe sparen, mein guter Alter,“ sagte ein Herr, der im Innern des Wagens saß, aber jetzt das Fenster hinabließ und den Kopf herausstreckte: „Der Marquis wird für mich zu Hause sein, öffnet also das Thor und laßt meinen Wagen herein.“

Der Portier, welcher die Etiquette durch den langen Mangel an Uebung gänzlich vergessen hatte, fügte sich schweigend dem erhaltenen Befehle, und bemühte sich, mit seinen schwachen Händen die rostigen Bolzen zu erheben, womit das schön gearbeitete, aber seit so vielen Jahren verschlossen gebliebene, eiserne Thor befestigt war — eine Aufgabe, die weit über seine Kräfte ging; aber die glänzenden Piqueure gaben ihre Pferde den Postillonen eilten ihm zu Hülfe und verwendeten ihre vereinten Kräfte mit besserer Wirkung auf das Oeffnen des Thors. Die Postillone schwangen von Neuem ihre Peitschen, die Pferde courbettirten und liefen von der einen Seite auf die andere, und Herr Guibert rollte mit seinem vierspännigen Coupé im vollen Gallopp durch den grasbewachsenen, öden Hof und

hielt vor der großen Fronte des stummen, traurig aussehenden, altersgrauen aber immer noch prächtigen Schlosse. Die spitzigen Thürme, die langen breiten Fenster, die Stallungen und Wirthschaftsgebäude, das den Seigneur verkündende Taubenhaus — kurz Alles war stumm, kalt und öde uud bot den stärksten Contrast mit dem prunkenden, geschäftigen, flitterglänzenden Aeußern des Herrn und der Diener der Pferde und der Postillone, die so plötzlich, die Ruhe des Hauses unterbrochen hatten.

Champagne war durch das ungewöhnliche Läuten der großen Glocke bereits an die Hausthür gelockt worden, er blickte ungeduldig und ängstlich durch die Seit n-fenster und beeilte sich, als er die außerordentliche Erscheinung, welche diese außerordentliche Aufforderung hervorgebracht hatte, wahrnahm, Schlösser und Riegel zu öffnen, die dunkeln Thürflügel von vergoldetem Eichenholz aufzureißen, und sich auf der Höhe der breiten Steintreppe zu präsentiren, um die unerwarteten Gäste zu empfangen. Er stand in einem Gemisch von Schrecken, Ueberraschung und Freude, als nach zwölf bis funfzehn Jahren einer gänzlichen Enthaltsamkeit seine Augen wieder ein Mal eine Aussicht auf ein ächt pariser Coupé hatten, welches seinem Ausdrucke nach **tout comme il faut** begrüßt wurde.

Da stand er in der ruhigen Würde eines ersten Dieners und erwartete die gewöhnliche Anrede: „**Monsieur le Marquis, est — il visible?**“

Guibert hielt sich aber nicht mit solchen Ceremonieen auf; er befahl seinem Diener, den Wagenschlag zu öffnen, stieg ohne weitere Einleitungen ab und eilte mit der Rüstigkeit eines gut conservirten fünfundfunfzigjährigen Herrn die Stufen hinauf und sagte mit der nachläßigsten Gleichgültigkeit: „Melden Sie dem Herrn v. Montalembert, daß Herr Guibert gekommen sei!“ und trat mit diesen Worten dicht hinter Champagne in das Haus, während dieser über die cavaliermäßige Weise, mit der er behandelt wurde, völlig verblüfft, im vollen Carriere nach dem Zimmer des Marquis eilte.

„Herr Guibert ist angekommen!“ rief Champagne, wie ihm befohlen worden, mit lauter, deutlicher Stimme und riß die Bibliothekthür auf.

Aber selbst Don Juan konnte, als die Statue des Commandeur sich in lebendem Stein bei ihm einstellte, um seiner Einladung Folge zu leisten, sich nicht so von Erstaunen und Entsetzen gelähmt fühlen, wie der Marquis, als dieser ziemlich gewöhnlich aussehende und sehr gut gekleidete, französische Gentleman in das Zimmer trat. Er schrak aus seinem Stuhle auf, seine Augen waren vom Erstaunen weit aufgerissen, sein Haar stand fest aufrecht, seine Arme waren ausgestreckt, wie um eine entsetzliche Erscheinung von sich abzuwehren. So stand er wie ein guter tragischer Schauspieler in starrem Schrecken und Entsetzen da, während Guibert, ohne, wie es schien, die von ihm erregten Gefühle zu beachten oder auch nur wahrzunehmen, mit der äußersten

Kaltblütigkeit in das Zimmer trat, sich dem Marquis näherte und ihn auf eine eher familiäre als herzlich zu nennende Weise begrüßte.

„Ich danke Ihnen für Ihre Warnung, sie war, wie sie sehen, nicht weggeworfen. Ich stimme Ihnen vollkommen bei, es war hohe Zeit, daß ich erschien. Die Pfirsiche muß reif sein, und es ist am besten, wenn sie gepflückt wird; dergleichen Dinge lassen sich nicht gut aufbewahren. Ich stimme Ihnen vollkommen bei, und so — **me voilà!**“

Es wäre unmöglich, den gekränkten Stolz, den Ekel, den Abscheu, welchen diese Anrede in der Brust des hochmüthigen Marquis zu erregen schien, zu schildern. Ein Theil davon fand seinen Ausdruck in seinem Gesicht, als er seine gewöhnliche Haltung wieder annahm und sich hochmüthig aufrichtete, um seinen Gast zu empfangen. Weit mehr davon wurde jedoch mit offenbarer Anstrengung unterdrückt.

Es war deutlich zu sehen, daß Guibert, wenn er auch Champagne ein vollkommen Fremder sein mochte, doch seinem Herrn nicht fremd, und wenn auch ein höchst unwillkommener, doch nicht völlig unerwarteter Gast war. Ebenso offenbar war es, daß Montalembert, so hochmüthig und arrogant sein Benehmen auch gegen Diejenigen, welche er nicht leiden konnte, sein mochte, er es doch hier nicht in seiner ganzen Vollkommenheit entwickeln wollte. Er sah kalt aus und

versuchte, fremd auszusehen, aber sein gewöhnlicher, beleidigender Stolz hatte ihn verlassen.

Es schien, daß der Marquis aus dem einem oder andern Grunde nicht geneigt war, Guibert zu beleidigen, der, dem Anschein nach gleichgültig, ob er gefiel oder nicht, gegen Montalembert ebenso wenig Umstände machte, wie er erwartete, als ob sie sich erst am Abend vorher im vertrautesten Einvernehmen getrennt hätten, und ohne dem Marquis Zeit zur Antwort zu lassen, sich mit einem eleganten Stöckchen, welches er in der Hand hielt, den Staub von den Stiefeln klopfte und fortfuhr:

„Ohne Zweifel haben Sie die jährlichen Briefe, mit welchen ich mir die Freiheit nahm, ihr Gedächtniß aufzufrischen, gehörig erhalten?“

Er nickte.

„Und Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich mich nicht zeitiger eingestellt habe; aber Gewißheit und Gleichgültigkeit sind in dem Hofe der Liebe oder vielmehr des Hymen angehörigen Dingen gleichbedeutende Ausdrücke. Ich habe mich, glaube ich, auf Ihre Ehre“ — er legte einen eigenthümlichen Nachdruck auf dies Wort — „verlassen und in diesem Zutrauen es für das Beste gehalten, mein Leben als Garçon zu genießen, so lange ich Garçon blieb, ohne mich mit den zehntausend sonderbaren Ideen zu plagen, zu denen ein Besuch in Ihrem Schlosse Anlaß gegeben haben würde. Da mein Schicksal ebenso unwiderruflich be-

stimmt war, wie das eines schon in dem Windeln verlobten Prinzen, so war es nutzlos, mir den Kopf mit dem Bilde meiner Braut zu zerbrechen, welches ich, wie ich gestehen muß, nur mit Aerger unangenehm gefunden haben würde; denn ich habe die Romantik nie gänzlich aus meiner Constitution vertilgen können und fürchte, daß ich es nie thun werde. Mitunter werde ich noch von phantastischen Ideen häuslichen Glückes, welches, wie ich allerdings gestehe, in unsern Zeiten ein wahrer Traum ist, heimgesucht. Ich habe mir jede Unruhe über diesen Punkt erspart, indem ich die entschlossenste Unwissenheit über diesen Punkt bewahrte, und jetzt komme ich ebenso mit der ganzen Bereitwilligkeit, mit verbundenen Augen in die Ehe zu springen, welche der bestgeschulte Aristokrat entwickeln könnte."

Der Marquis hatte, während der Anrede weniger aus Abneigung zu sprechen, als aus offenbarer Unfähigkeit, geschwiegen. Das Heer von Gefühlen, welches in seiner Brust kämpfte, erstickten ihn und machte ihn sprachlos. Als Guibert jedoch zu Ende gekommen war, machte er einen gewaltsamen Versuch, seine Gefühle zu verbergen, wenn auch nicht zu besiegen, und da ihm der Stolz, welcher ihn mit seinen schlimmen und guten Wirkungen nie verließ, zu seinem Beistande kam, so erlangte er seine Geistesgegenwart und die Würde einer wenigstens äußern Höflichkeit wieder. Er begann daher einige von den vielen Complimenten auszusprechen, womit ein Gentleman den andern be-

grüßt, wenn er nur entfernt mit ihm bekannt ist, und versuchte auf diese Weise zwischen sich und seinem dreisten Gaste eine Schranke aufzurichten. Aber Guibert schien keineswegs geneigt zu sein, es so aufzunehmen.

„Ich bin,“ antwortete er auf eine hingeworfene Frage dieser Art, „ohne mich aufzuhalten, abgereist; denn als ich Ihre Notiz sah, begann ich zu vermuthen, daß um meine Rose Fliegen summten. Da ich mich nun unter meinen andern guten Eigenschaften darauf pikire, wüthend eifersüchtig zu sein, so sagte mir dies ganz und gar nicht zu, besonders, da ich, meinem obigen Geständniß gemäß, mir bereits zuweilen gewisse romantische Träume von häuslichem Glück gemacht habe, das heißt, wenn ich so glücklich sein sollte, die junge Dame nach meinem Geschmack zu finden.“

„Herr Guibert,“ sagte der Marquis, jetzt über alle Gränzen der Geduld getrieben, „es ist sehr lange her, seit wir einander nicht gesehen haben. Ich bin in Ihrer Gewalt, Herr, ich erkenne es an; aber diese katzenhafte Weise, meine Gefühle zu quälen, sagt mir nicht zu.“

„Ihre Gefühle!“ sagte Guibert, „ah, ich hatte vergessen, daß Sie Gefühle besitzen — das ist die Folge der Einsamkeit. Eine schlimme Gewohnheit, sich auf diese abgeschmackte Weise einzuschließen, es nährt die Gefühle, — ich bitte um Verzeihung.“ Jetzt stand er auf und trat an's Fenster. Dieses Schloß ließe sich wirklich zu einer schönen Besitzung machen,

wenn Sie es über sich gewinnen könnten, die französische Gärtnerei abzuschaffen. Der englische Geschmack scheint unter uns Fortschritte zu machen. Er ist etwas Gutes, wenn er uns auf unsere Güter lockt, aber Sie scheinen sich hier so vergraben zu haben, daß Sie gar nichts wissen. Schlechte Gärtnerei — schlechter Landbau — schlechtes Vieh — keine Bevölkerung — keine Industrie — hölzerne Schuhe — erbärmliche Straßen — miserabel bestellte Felder — keine Abwechselung der Früchte! Es ist wahrhaft wunderbar, welche Fortschrite man in manchen Theilen des Landes macht. Aber hier ist man doch um Jahrhunderte hinter der übrigen Welt zurück — halb barbarisch, wenn man nach den erbärmlichen, Häuser genannten Höhlen urtheilen darf, die man in Ihren Hundelöchern, welche unrichtig Dörfer benannt werden, sieht. Schlecht — schlecht — Alles sehr schlecht!" sagte Guibert vor sich hin. Montalembert erstickte wieder beinahe an der Aufreizung der Gefühle, welche diese Worte heraufbeschworen. Er saß da, als ob die Qualen von Jahrhunderten — Qualen, die durch den schweren Kampf, sie zu verbergen, noch entsetzlicher wurden — in den gegenwärtigen Augenblick zusammengedrängt wären.

Nach einigen Secunden schien er jedoch seine Fassung wiedererlangt zu haben, näherte sich dem Fenster und sagte, um wenigstens den Gegenstand abzuwenden, Etwas über die Aussicht, oder die Bäume, oder die Hügel, oder den Zustand von Frankreich, und so

gelangte er endlich auf die Politik — ein guter Gesprächsgegenstand, da nicht die mindeste Gefahr vorhanden zu sein schien, daß er und Guibert in Bezug darauf je zu einem Ende gelangen würde, welches die Harmonie der Ansichten herbeiführt.

Das dürfte wohl unnöthig sein, zu sagen, daß der Marquis ein übertriebener Ultraroyalist war, und seine durch das einsame Nachdenken verschärften Meinungen noch über die Vorurtheile der vorurtheilsvollsten Menschen seiner Zeit hinausgingen.

Guibert dagegen bekannte sich in jedem Sinne, worin das Wort gebraucht oder gemißbraucht werden kann, zum äußersten Liberalismus. Für ihn war in der Religion, der Politik, den Sitten oder der Moral kein Spielraum der Ansichten zu weit. Er betrachtete die Religion mit der dreisten, verächtlichen Gleichgültigkeit, zu welcher seine Zeit und sein Vaterland sich so schmachvoll bekannte, der wunderbaren Verblendung gegen die unermeßliche Wichtigkeit des Gegenstandes, welche, so natürlich sie auch an einem ausschweifenden Hofe, wie einst der französische war, erscheinen dürfte, und doch in unsern Tagen des ernsten Gefühls und guten Glaubens mit Schmerz und Verwunderung erfüllt. In der Politik Republikaner und Demokrat vertheidigte er die Menschenrechte bis zu einer Ausdehnung, welche jedes Recht bis auf das des Stärksten vernichten würde, die Lieblingschimäre der Franzosen — die Gleichheit — fest mit derselben Consequenz, wie Prokruster, und

da ihm ein klarer Verstand und eine natürliche Kühnheit des Charakters, welche nicht von den Schwächen der Delicatesse und Empfindsamkeit, die das Verfahren vieler ähnlicher Theoretiker verwirren, geplagt wurde, zur Seite standen, so brachte er seine Verachtung gegen weltliche Auszeichnungen und ihre Anhänger in praktische Anwendung, das heißt, er sagte, daß er die Illusion des Ranges, Reichthums, der Ahnen, des guten Bluts und der feinen Sitten auf das Tiefste verachte, uud sein Benehmen gegen die mit diesen Dingen begabten, stand, wie man sehen kann, mit seinem Glaubensbekenntniß in Einklang.

Der Marquis von Montalembert war als solcher für ihn Nichts. Er hatte Wenig gesehen, was ihm Achtung gegen ihn als Individuum einflößen konnte, und hatte keineswegs Lust, ihm als Marquis Ehrerbietung zu beweisen. Als Mann gegen Mann wußte er, daß er ihm an Witz und Klugheit und vielleicht auch an Moralität überlegen war, und er behandelte ihn als den, wofür er ihn hielt, — als einen bedeutend unter ihm Stehenden. Es mangelte ihm an Imagination, um einen Edelmann aus alter Familie mit etwas von dem Glanze zu bekleiden, welcher sich noch an das Andenken großer Namen und einer langen Ahnenreihe heftet, und eben so wenig hatte er Gefühl genug, um die zarte Empfindlichkeit gegen den Schmerz zu errathen, welche ihre Besitzer, als Folge der Gewöhnung, mit Auszeichnung behandelt zu werden, den

Angriffen Derjenigen, welche mit dem entsetzlichen Geschenk der Familiarität begabt sind, so sehr aussetzt.

Man darf jedoch nicht annehmen, daß Guibert in seiner Mißachtung künstlicher Unterschiede von dem fast kindischen Enthusiasmus der philantropischen Gleichmacher von 1789 oder dem düstern und doch ehrlichen Fanatismus erfüllt gewesen wäre. Er war ein Republikaner seiner Zeit und besaß den üppigen, stutzerhaften, affectirten, egoistischen Geist seines Jahrhunderts im vollen Maße. Er war keiner von Denen, welche in einem Augenblicke glühenden Worteifers die Vortheile, welche sie selbst besitzen, in dem edlen Bewußtsein, der Ungerechtigkeit solcher Vortheile von sich abwerfen. Er war keiner von Denen, die ihre Verachtung gegen den Reichthum durch die Einfachheit ihrer eigenen Gewohnheiten oder die Mäßigung ihrer eigenen Wünsche beweisen: er begnügte sich nicht mit Brod und Brunnenkresse.

Zwar verachtete er alle die Auszeichnungen, deren Existenz nur von der Einbildungskraft abhängt, aber er hatte das vollste Bewußtsein des Werthes der gröbern und sinnlicherem, welche gezählt, gewogen, eingetauscht und vertauscht werden können, so daß Guibert, wenn man auch nicht geradezu sagen konnte, daß er einen Andern seines Reichthums wegen achtete und ehrte, doch in Bezug auf sich nichts weniger verschmähte, als ein gutes Vermögen. Und obwohl wir ihm die Gerechtigkeit angedeihen lassen müssen, daß ihm elegante Equi-

pagen, Brokatvorhänge und silbernes und goldenes Tafelgeschirr weder imponirten noch ihn verblendeten, so besaß er doch, wie wir gesehen haben, selbst ein sehr elegantes Coupé, sein Haus hätte als ein Musterbild des prachtvollsten Luxus citirt werden, seine Tafel, jene wichtigste aller modernen Rücksichten selbst den Epikurismus des großen Talleyrand versuchen können. Ferner munterte Guibert niedriger Stehende nie zu der leisesten Annäherung an eine Vertraulichkeit auf; so weit es seine eigenen Hausarrangements betraf, so besaß Niemand richtigere Ansichten von der Angemessenheit und den Vortheilen einer richtigen Subordination.

Der Marquis hörte mit den Gefühlen eines an den Marterpfahl gefesselten Indianers zu, während jedes von seinen Vorurtheilen, Alles was seinen Familienstolz und persönliche Einbildung betraf, so unbarmherzig seiner Hülle entkleidet und in seiner Nacktheit beleuchtet wurde. Er hörte ihn mit dem Heroismus eines Indianers an und war entschlossen, eher zu sterben, als seinen unbarmherzigen Quäler Muthlosigkeit oder das leiseste Zeichen des Leidens blicken zu lassen.

Endlich, nachdem die Kammern, Thier, Louis Philipp und das Budget abgefertigt war, erinnerte sich Guibert plötzlich an einen wichtigen Gegenstand.

„Zu welcher Stunde speisen Sie? ich möchte vor dem Diner, wo ich wahrscheinlich die Ehre haben werde, dem schönen Gegenstande meiner gegenwärtigen Wünsche vorgestellt zu werden, meine Toilette ein Wenig in Ord-

nung bringen, diese staubigen Landstraßen machen einen ganz unleidlich.“

„Wir speisen um sechs!“ sagte der Marquis, indem er aufstand und klingelte, „Champagne bringe Herrn Guibert auf sein Zimmer.“

„Es soll augenblicklich eins für den Herrn in Ordnung gebracht werden; wir hatten nicht gewußt, daß der Herr hier schlafen würde.“

„Ich werde einige Tage hier bleiben,“ sagte Guibert dem erstaunten Champagne, „sagen Sie also meinem Schurken Duvernay, daß er alle meine Koffer und Effecten in mein Zimmer bringt und meinen Toilettentisch bis um fünf Uhr in Ordnung setzt. Unterdessen werde ich, wenn Sie es erlauben, Montalembert, einen Spaziergang machen und nachsehen, ob Sie auf dieser Seite Ihrer Besitzung ein besseres Ackerbausystem, als auf der andern befolgen, und mich über den Umfang Ihrer Güter unterrichten.“

„Wie es Ihnen beliebt,“ sagte der Marquis: „Sie werden mich entschuldigen, ich gehe selten aus.“

„O machen Sie Sich keine Mühe, ich werde meinen Weg schon finden,“ und Guibert wanderte davon.

Montalembert blieb allein zurück. Er lehnte von unterdrückter Aufregung wie betäubt am Fenster, wo ihn Guibert verlassen hatte und blickte, ohne Etwas zu sehen, auf die entgegengesetzte Wand. Nach einiger Zeit schritt er langsam auf einen Stuhl zu und setzte sich nieder. Er brach in keine Demonstrationen aus, er gab sich

keinem zornigen Paroxismus hin, er sah zu Boden gedrückt und geschlagen aus. Er hatte die beklagenswürdige Miene thierischer Herabwürdigung, welche nur zu oft das Opfer der äußersten Grausamkeit — einer Grausamkeit, die der Dulder nicht zu rächen gewagt haben würde, bezeichnet. Sein Haar fiel verwirrt um seine Schläfe, als ob es durch eine positive Gewaltthätigkeit in Unordnung gebracht worden wäre, seine Augen waren glanzlos. Wenn er von einem Gegner mit Fußtritten auf dem Boden umhergestoßen worden wäre, so würde er ungefähr mit diesem Ausdruck aufgestanden sein. Der Unglückliche! Er hatte sich so lange hinter die eisige Kälte seines Stolzes und geheimen Grolles verschanzt und jedem sanften Familiengefühl eine Stelle in seiner Brust verweigert. Erst in den letzten Tagen hatte er erfahren, was es heißt, das Herz eines Vaters zu besitzen — es nur erfahren, um dieses Herz auf das Barbarischste und Grausamste zerfleischen zu sehen. Von diesem Tage an erlangte das Gesicht des Marquis nie wieder seine natürliche Färbung, seine Gestalt nie wieder ihren gewohnten Charakter.

## Sechzehntes Kapitel.

Therese saß mit ihrer jungen Herrin in dem großen Zimmer, welches Virginie das ihre nannte. Die Fenster waren offen, aber die meisten von den Jalousieen so, daß trotz des hellen Mittagssonnenscheines ringsum eine angenehme Kühle und Ruhe herrschte. Ein paar von den Jalousieflügeln waren jedoch halb offen geblieben und man konnte durch sie einen Blick auf den alten Garten mit seinen Lauben, seinen Spaliergängen, seinen Blumenbeeten und Terrassen, die alle so zu sagen, von dem dunkelgrünen Laubwerke der sie umgebenden Anpflanzungen eingerahmt waren, warfen.

Kein Laut war an diesem ruhigen Plätzchen zu vernehmen, außer von Zeit zu Zeit einmal das kreischende Krähen eines Hahns in den fernen Dörfern, das Zwitschern der unzähligen kleinen Vögel, die in den Bäumen des Gartens umherflatterten, das ferne Wetzen der Sense eines Mähers oder das heisere Geschrei einer

einsamen Krähe, die die klare blaue Luft durchschnitt, um sich ihren Mitbürgern in einer entlegneren Krähencolonie anzuschließen.

Virginie saß auf einem niedrigen Stuhle an dem halb offenen Fenster. Ihre Augen waren auf das stille Schauspiel geheftet, ihre zarten Hände waren auf ihrer Brust gekreuzt, auf ihrer Stirn saß ein ängstlicher unruhiger Ausdruck, als sie sich zu Theresen wendete, die sich in geringer Entfernung mit auf ihrem Schoße liegenden Spitzen und Mousselin zu thun machte.

„Therese, das Herz klopft mir wirklich.“

„Warum denn, mein Herzkind?“

„Ich kann nicht fühlen, daß es ganz recht ist; wenn ich nur gewiß wäre, daß es ganz recht ist.“

„Ich kann nicht reden, wie Herr Bernard,“ sagte Therese, „ich bin, wie Sie wissen, keine Philosophin, aber ich bin überzeugt, daß es recht ist. Liebes Kind, ich möchte nicht, daß Sie etwas Unrechtes thäten, selbst wenn Sie damit Ihr Leben retten könnten, und ich habe genug gesehen, um zu wissen, daß es kein größeres Unrecht giebt, wie das, Hände zu verbinden, ohne daß die Herzen folgen, kein größeres Unrecht als das, Herzen und Hände zu trennen. Sie haben Herrn Victor Ihr Wort gegeben und wir haben nur die Absicht, es Herrn von Montalembert unmöglich zu machen, Sie zu etwas sehr Bösem — zum Brechen Ihres Wortes zu zwingen.“

Virginie seufzte.

„Ach!“ sagte Therese, „ich könnte ebenfalls seufzen, die Erbin von Montalembert davon schleichen zu sehen, um insgeheim verlobt zu werden, da sie doch vor der ganzen Welt mit aller Pracht und allen Ceremonieen ihres Ranges verlobt werden sollte, aber wir können das nicht ändern.“

„Daran dachte ich nicht — ich dachte an meinen Vater.“

„Ach liebstes Kind, d e n müssen Sie vergessen.“

„Ich kann es nicht!“ sagte Virginie.

Jetzt hörte man das Rollen von Wagenrädern.

„Gütiger Himmel, was ist das?“ rief Virginie, die von dem geringsten ungewöhnlichen Geräusch erschreckt und in Furcht gesetzt wurde, wie Alle, die im Begriff sind, etwas zu thun, was sie vor der Welt zu verhehlen wünschen.

„Es ist jedenfalls ein Wagen,“ sagte Therese, „und es klingelt am großen Thor — und ich höre ihn den Fahrweg heraufkommen. Wer kann es sein?“

Therese ging hinaus, um sich zu erkundigen, kehrte aber bald zurück.

„Es ist Herr Guibert, ein alter Freund des Herrn von Montalembert, wie Champagne glaubt, denn er ist direkt in das Bibliothekzimmer gegangen und schien keiner Einführung zu bedürfen. Er ist kein junger Mann mehr — er mag in dem Alter des Herrn Marquis stehen — er kann keinen Einfluß auf uns haben; sehen Sie also nicht so blaß aus. Erlauben

Sie mir, dies über Sie zu werfen," sagte sie, indem sie Virginien mit einem langen weißen Schleier umhüllte, der bis auf die Füße hinabging, ihre zarte Gestalt völlig umwallte und unter dem sie jetzt, wo sie noch mit auf der Brust gefalteten Armen dastand, wie eine schöne Marmorstatue der Schamhaftigkeit aussah.

„Er wird hier speisen, nnd der gnädige Herr heute Abend also nicht nach Ihnen fragen. Zittern Sie deshalb nicht so sehr, mein liebes schönes Kind, seien Sie nicht so thöricht; glauben Sie mir, daß Sie nie bereuen werden, was heute geschehen soll."

„Nein," sagte sie sinnend, und mit auf die Erde gehefteten Augen; „ich werde es nicht bereuen; ach ich kann selbst nicht so betrübt sein, wie ich es eigentlich sollte. Mein Victor! — Nein Therese, Du hast recht, ich werde den heutigen Tag, — diesen süßen, herrlichen, himmlischen Tag nie bereuen!" rief sie leidenschaftlich. „O du schöner Himmel, du köstliche Erde, ihr duftigen Blumen, ihr lieblichen Töne! — nein, ich werde den heutigen Tag nie vergessen."

Es klopfte an der Thür, — es war Champagne.

„Der Herr Marquis hat mir den Auftrag gegeben, dem Fräulein von Montalembert mitzutheilen, daß das Diner um sechs Uhr stattfinden und daß ein fremder Herr hier speiseu wird."

„Schon recht!" sagte Therese.

„Nun," dachte sie, „ich erhalte dadurch einen guten Vorwand um sie zu kleiden, wie ich will und

Jene werden nicht ahnen, für wen sie die hübschen Sachen, in denen sie sie sehen werden, trägt."

Hierauf nahm sie den Schleier, in welchen Virginie noch immer gehüllt und nachdenklich dastand, ab, zog ihr den Kamm aus dem Haar und ließ die weichen, braunen Wellen über ihren Hals und ihre Schulter fallen. Sie kämmte, glättete und parfümirte mit einer Freude, welche sich nur Diejenigen vorstellen können, die, wenn man so sagen darf, in das Glück Anderer verliebt sind, und schmückte sie, wie sie hoffte, zu einer Verlobung, die der Vorbote einer Vermählung unter glücklicheren Umständen sein sollte.

Von Zeit zu Zeit trat sie einige Schritte zurück, um den Schatz ihres Herzens zu betrachten, und sich an dem sanften, milden Charakter ihrer Schönheit zu weiden, dann kehrte sie zurück, um ihre Arbeit fortzusetzen, und die schimmernden Locken um die Gestalt, welche sie so sehr liebte, zu ordnen. Hierauf zog sie sich wieder zurück, um aus der einfachen Garderobe der Erbin von Montalembert das Kleid zu wählen, mit welchem sie sie zu schmücken gedachte.

Virginie ließ sie schalten. Ihr Herz war zu geschäftig, um großes Interesse an diesen Bemühungen zu nehmen, und antwortete nur den zärtlichen Liebkosungen, womit Therese ihre Arbeit begleitete.

Und allerdings war es, als Virginie nach Beendigung der Toilette in einem Kleide von dem reinsten und weichsten Musselin, welches nur mit einem reichge-

stickten Gürtel verziert war, mit über der Stirn gescheitelten und auf ihre Schultern herabwallenden Haare, wie sie es zu tragen pflegte, in das Speisezimmer trat und mehr als durch die Künste der Toilette von der milden Einfachheit und unbeschreiblichen Schamhaftigkeit der Haltung, mit der sich so reizend ein Ausdruck der Würde und des Verstandes vermischte, geschmückt, unmöglich sich eine anziehendere Gestalt vorzustellen.

Therese, die sie nie verließ und seit ihrer Kindheit noch die Gewohnheit bewahrte, hinter ihrem Stuhle zu stehen und sie zu bedienen, folgte ihr.

Es war bereits aufgetragen und die beiden Herren erwarteten, hinter ihren Stühlen stehend, nur noch das Erscheinen des Fräuleins von Montalembert.

Guibert und sein Kammerdiener waren nicht träge gewesen und der Erstere zeigte sich jetzt mit der umständlichen Nettigkeit eines damaligen Stutzers gekleidet. Seine Weste von reichem Mazarinblau mit goldenen Blumen gestickt, unter der die zarte Rosenfarbe seiner Unterweste nur oben sichtbar war, ein Halstuch von der phantastischsten Farbe mit dem sorgfältigsten Knoten, sein, von dem ersten Kleiderkünstler in Paris gefertigten Rock, seine, mit ihrer frisch abgeschnittenen Bandschleife gezierten feinen Schuhe, seine eleganten goldenen Ketten, an denen seine Brequet-Uhr, die nicht viel größer als ein halbes Frankenstück war, herabhing, seine ganze von Parfüm duftende Person bildete den drolligsten Contrast,

welchen man sich vorstellen konnte, mit einer gewissen naiven Einfachheit, die sein Aeußeres charakterisirte, einem Gemisch von einem gutmüthigen, ehrlichen Humoristen und einem **fin escroc.**

Es schien, als ob er auf Eroberungen ausginge, und er verband damit jene fast unverschämte Zuversicht, welche Männer ohne große Bildung, die wenig an die feinste Gesellschaft gewöhnt sind, zuweilen bei ihrer ersten Einführung bei Personen von Eleganz, Rang oder Schönheit annehmen.

Der Marquis, ein unverwischbarer Gentleman, stand jener einzigen, von seinen Vorfahren überlieferten Eigenschaft, um die die Aristokratie mit Recht beneidet werden kann, kalt und ruhig, bleich und würdevoll da. Trotz der Verletzung, welche seine Gefühle am Morgen erfahren, hatte er wieder eine gewisse ernste Gefaßtheit angenommen. Vor seinen Dienern und an der Spitze seines eignen Tisches fühlte er sich einigermaßen gegen die unerträglichen Sarkasmen und dreisten Familiaritäten Guiberts geschützt und hatte wieder die Miene fremder und höflicher Zurückhaltung angenommen, die bei ihm für gewöhnlich so imposant war.

So standen sie hinter ihren Stühlen da. Die Thür wurde aufgerissen.

„Meine Tochter,“ sagte der Marquis mit ernstem, halb wehmüthigem Tone.

Und das schöne junge Wesen trat von Theresen begleitet ein.

Der Marquis schritt ihr entgegen und nahm ihre Hand, um sie an den Tisch zu führen, worauf sie ihre großen ruhigen Augen erhob, sie auf Guibert heftete, dem sie gewissermaßen vorgestellt worden zu sein schien und ihm zugleich eine so graziöse, so ruhige, so milde und doch so würdevolle, tiefe Verbeugung machte, daß Guibert, von der Ueberraschung um alle seine Fassung gebracht, nur plötzlich einen Schritt zurücktreten, mit einem sehr ehrerbietigen Kompliment antworten konnte.

Er war, als sie gemeldet wurde, mit seiner gewöhnlichen Zuversicht um ein paar Schritte vorgetreten, aber als diese schöne Erscheinung seinen Augen begegnete, schrumpfte er, von der Macht der Majestät der Schönheit getroffen, in sein Nichts zurück und stand gedemüthigt und fassungslos vor ihr.

Der Marquis sah dies Alles mit einem einzigen Blicke. Ein seltsames Gefühl des Bedauerns über das bevorstehende Opfer mischte sich mit väterlichem Stolz und einer gewissen geheimen boshaften Genugthuung, daß wenigstens das Herz der jungen Dame seine eigne Wahl getroffen und den Fesseln Guiberts entgangen war.

Montalembert setzte sich an die Spitze seiner Tafel, sein Gast auf die eine Seite und Virginie ihm gegenüber.

Guibert schien bald einigermaßen seine Zuversichtlichkeit wieder zu erlangen; er begann jedoch nicht mit seiner ganzen gewöhnlichen Geläufigkeit zu sprechen, sondern erschöpfte sich in Aufmerksamkeiten gegen die junge

Dame und war in seinem Benehmen etwas achtungsvoller gegen ihren Vater als am Morgen.

Der Marquis machte kalt und zerstreut die Honneurs des Hauses. Virginie, deren Gedanken in weiter Ferne von ihren gegenwärtigen Umgebungen umherschweiften, nahm die Aufmerksamkeiten des Fremden mit abwesender gleichgültiger Miene auf, aber Therese heftete ihre Falkenaugen auf ihn und während sie mit ihrem gewohnten Scharfblick etwas von dem wahren Stande der Dinge zu vermuthen begann, jubelte sie innerlich über die Arrangements, welche alle Pläne des Marquis und seines Verbündeten vereiteln sollten.

Der Abend war köstlich, ein kühler Wind erhob die Musselinvorhänge an den Fenstern und ließ die im hellen Abendlichte schimmernden grünen fernen Hügel sehen. Die Bäume warfen ihre langen dunkeln Schatten auf die Erde, und Viehgruppen lösten sich mit der eigenthümlichen Deutlichkeit ab, die eine solche Stunde in solcher Umgebung, so ungemein schön macht.

Guibert sah sich mit dem Anscheine großer Genugthuung um, machte es sich in der Haltung eines mit sich und seinen Aussichten vollkommen zufriedenen Mannes auf seinem Stuhle bequem und begann die Schönheit der Landschaft zu bewundern.

Der Marquis hörte ihn an, aber nicht wie ein Mann, der das Lob seiner eigenen Besitzungen vernimmt, sondern wie Einer, der von Ameisenstichen tödt-

lich gepeinigt wird. Virginie antwortete leise und mit Zurückhaltung.

Endlich kam das langweilige Diner zum Schlusse und Fräulein von Montalembert erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Verlassen Sie uns so schnell?" sagte Guibert fast mit dem Wesen eines Mannes, der das Recht hatte, ihr das Dableiben zu gebieten.

„Es ist ihre Gewohnheit," sagte der Marquis leicht hin. „Gute Nacht mein Kind!" und sein Ton war so ungewöhnlich gütig, daß er dem halb reuigen Mädchen Thränen in die Augen brachte.

„Gute Nacht mein lieber Vater."

Therese zog sie hastig hinweg.

„Sie haben sich wirklich sehr gut benommen!" rief Guibert mit einer Art von Entzücken, sobald sich die Thür geschlossen hatte. „Ich gestehe, daß ich es kaum erwartet hatte. Ich dachte, daß Sie mir auf die eine oder andere Weise entschlüpfen würden und selbst als ich Ihr Signal las, war ich überzeugt, daß Ihre Tochter ein häßliches dummes Ding sein müsse, das Sie mit Freuden selbst an mich weggeben würden. Sie haben sich aber wie ein Ehrenmann benommen, Herr Marquis und ich ehre Sie auch demgemäß. Dies ist ein wahrer Schatz! — ein reizendes Mädchen! Ich bin ein verdammt glücklicher Patron, so viel ist gewiß! Und Sie sind wirklich ein so guter Kerl gewesen, dieses hübsche Geschöpf hier zwischen Ihren Bergen zu be-

wahren, sie für Ihren geneigten alten Freund Guibert aufzusparen! Sie haben das wirklich gethan! sie eingeschlossen gehalten wie eine Nonne und vor den Augen aller der hübschen Burschen verborgen, von denen es in der großen Welt wimmelt und von denen die eine Hälfte bereit gewesen sein würde, um ihrer willen der andern die Hälse abzuschneiden. Sie haben das gethan — auf — Ihre — Ehre?"

„Ich habe gethan, was in meiner Macht stand, um mein Versprechen zu erfüllen," sagte der Marquis.

„Ja, es ist auf das wackerste erfüllt. Ich werde nur zu unendlich selig sein —" und er betrachtete sich mit einem Ausdrucke von mehr als gewöhnlicher Selbstzufriedenheit in einem der großen Spiegel ihm gegenüber. „Ich werde nur zu glücklich sein, wenn ich mir schmeicheln darf, daß auf ein so neues und naives Herz von mir ein Eindruck gemacht werden könne. Sie mögen denken, was Sie wollen, daß ich zu meiner Zeit auch Eroberungen gemacht habe. Ihr Aristokraten seid nicht die einzigen glücklichen Kerle auf Erden."

„Das läßt sich nicht bezweifeln," sagte der Marquis mit einem kalten Hohnlächeln.

„Nun," fuhr sein Quälgeist fort, „ich kann mir für einen Mann von Ihren Vorurtheilen nichts Aergerlicheres denken, als das, einen Einsatz wie diesen, an einen Mann wie ich, an einen Ihren Ideen von diesen Dingen nach so unendlich tief unter Ihnen Stehenden, verloren zu haben. Auf der andern Seite sollten Sie

es aber auch für ein Glück halten, daß sie in so gute Hände, in die Hände eines Mannes gefallen ist, der wirklich ein sehr schlechter Kerl genannt werden kann. Damals wußten Sie es nicht und würden sich nicht darum gekümmert haben, wenn ich auch ein Schurke und brutaler Hund gewesen wäre. Ich kann Ihnen mit vollkommener Aufrichtigkeit versichern, daß ich keines von beiden bin. Ich habe selbst, wie ich Ihnen schon angedeutet, eine etwas romantische Gemüthsart. Ich werde Ihre Tochter vergöttern. Sie gefällt mir mehr als ich je erwartete, daß mir irgend eine Tochter Eva's gefallen würde. Es wird sowohl mein Stolz wie meine Freude sein, sie glücklich zu machen."

„Glücklich!" wiederholte der Marquis bitter.

„O, seien Sie nur ruhig," sagte der Gast; „ich hasse den sentimentalen Ton, ich kenne ihn schon lange. Wenn Sie sentimental werden, so fange ich an, gegen Sie Verdacht zu schöpfen. Kommen Sie mir nicht damit."

„Guibert," sagte der Marquis mit Gefühl; „Sie haben mich in Ihrer Gewalt. Sie wissen es, seien Sie gnädig. Es ist genug! mein einziges Kind wird auf die Folterbank, — und gütiger Himmel auf welche Folterbank! — gespannt werden, um Sie zu befriedigen. Seien Sie zufrieden. Ich habe bisher ehrenhaft gegen Sie gehandelt und denke darin auszuharren."

„Es freut mich sehr hiervon versichert zu werden," sagte Guibert, „und da Sie die Alternative voll-

kommen kennen, gebe ich Ihren zarten Grundsätzen das gebührende Lob."

Hierauf antwortete der Marquis nichts und es trat eine lange Stille ein, während welcher der Vater seinen Schmerz bekämpfend dasaß, Guibert aber vollkommen zu Hause von einem Fenster zum andern ging, die Umgegend durch seine Lorgnette überschaute, und wie es schien mit der größten Genugthuung, die Besitzungen, welche er bereits halb und halb als die seinen ansah, betrachtete.

So verging der Abend. Die Sonne senkte sich zur Rüste, die Dämmerung kam, die Nacht brach ein. Der unglückliche Vater der jede Sekunde nach Dolchstichen der Pein zählte, sah die stillen Schatten über die Hügel kriechen und die Dunkelheit sich über die schlummernde Welt niederlassen. Er sehnte sich in der ewigen Finsterniß zu ruhen, deren Typus mit jedem wiederkehrenden Tage die Nacht und der Schlaf gewähren. Er sehnte sich Ruhe zu finden, wenn es selbst die der Vernichtung gewesen wäre; aber es war ihm nicht gestattet, sich auch nur auf einen Augenblick in die Stille seines einsamen Gemaches zu flüchten. Guibert fuhr unbarmherzig und ausdauernd fort ihm seine Gegenwart und Unterhaltung aufzuzwingen, und es war Mitternacht, ehe er den Vorschlag machte, sich zurückzuziehen.

Der Marquis trat in sein Zimmer, verriegelte rauh vor Champagne die Thür, streckte sich auf einem in der Mitte des Gemaches stehendem Ruhebett aus und

erwartete dort bewegungs- und fast gefühllos in dumpfer Verzweiflung die ersten Strahlen des gefürchteten Morgens, an welchem sein grausiges Geheimniß seiner Tochter enthüllt werden mußte.

Diese war unterdessen mit vom Nachtthau durchnäßter Kleidung, blassem, verstörtem Gesicht und verwirrtem Haar zurückgekehrt; Therese, die ihr folgte, war ein Bild des Jammers.

---

## Siebenzehntes Kapitel.

Therese hatte sogleich, nachdem sie das Speisezimmer verlassen, Virginien ihren Hut und ihre gewöhnliche Ausgehekleidung angelegt, den weißen Ueberwurf, welcher ihrer Absicht nach die Stelle eines Brautschleiers vertreten sollte, zusammengefaltet und ihren Schützling durch die stillen Thäler und labyrinthischen Pfade, welche nach dem Dörfchen Beaucourt führten, mehr gedrängt als geleitet.

Die Thür von Madeleinens Hause stand zu ihrem Empfange offen, die letzten Sonnenstrahlen fielen auf die bescheidene Hütte. Die Wohnung bewies durch ihr Aussehen, daß Vorbereitungen stattgefunden hatten; der Ziegelfußboden war gekehrt und gesandet, die großen Eisengeräthe auf dem Kamin glänzten hell und ein Topf mit Blumen und grünen Zweigen schmückte das Kaminsims, die Bettvorhänge und Decken waren offenbar frisch gewaschen, mehrere Sträuße von eben erst

gepflückten Blumen lagen im Zimmer umher und selbst der Fußboden war mit Rosmarin und Lavendel bestreut.

Madeleine erwartete, ihre majestätische aber gebrochene Gestalt auf ihren langen Stab stützend, ihre Gäste, während Victor mit ungeduldiger Begier den Pfad beobachtete, auf welchem sich die erwartete Besucherin nähern sollte.

Sie kam. Sie sah unruhig, bleich, verschämt aus, aber Victor eilte an ihre Seite und seine aufrichtigen Betheuerungen, sein inniger Dank, seine heiteren Selbstbeglückwünschungen, die dankbare Freude, welche in sein ihr wie ein Himmel von Schönheit vorkommendes Auge strahlte, ließ ihre Brust bald von der sanften Heiterkeit überströmen, welche die freundlichen Blicke und Worte zärtlich Geliebter dem zitternden, unschlüssigen gefühlvollem Weibe gewähren — ach, warum werden sie je gegen Kälte, Gleichgültigkeit, Rauheit und Härte ausgetauscht!

„Tritt ein, liebe Tochter!“ sagte Madeleine, indem sie ihr entgegen kam, „und empfange den Segen Deiner Mutter, den sie Dir durch mich sendet.“

„Ist Herr Bernard gekommen?“ fragte Therese, indem sie sich ungeduldig umblickte; „er hatte versprochen vor acht Uhr hier zu sein.“

Victor war in diesem Augenblicke zu sehr damit beschäftigt für Virginien zu sorgen, als daß er sich um die Abwesenheit selbst einer so wichtigen Person wie

Bernard gekümmert hätte. Er setzte ihr einen Stuhl an das offene Fenster, welcher auf der Rückseite des Zimmers nach Madeleinens Garten ging. Er nahm ihr Hut und Mantel ab, er verrichtete alle jene geringfügigen aber angenehmen Dienstleistungen, welche unter solchen Umständen zu üben und zu empfangen eine Art von Himmel ist.

Therese ging hinaus, aber Bernard erschien nicht.

Die Sonne war untergegangen und der Abend brach mit der in jenen Gegenden eigenen Plötzlichkeit herein. Therese blickte besorgt nach der Uhr — schon halb Neun!

„Er hat versprochen, sich pünktlich einzustellen — hier zu sein, sobald es Acht schlagen würde!“ wiederholte sie vor sich hin. „Ach, da kommt er!“ rief sie endlich, als sie eine dunkle Gestalt auf die Hütte zuschreiten sah. „Er hat einen sonderbaren schwankenden Gang an sich,“ dachte sie.

Das lange faltenreiche Gewand des Priesters wurde jetzt deutlicher sichtbar, als er den schmalen Heckenweg herauf kam und in die Hütte trat.

Victor sprang ihm entgegen, während Therese der zitternden Virginie den Brautschleier, welchen sie so sorgfältig bereit gehalten hatte, umlegte und die unvermeidlichen Orangeblüthen in das Haar flocht.

„Sie kommen spät, Herr Bernard,“ sagte sie.

„Es thut mir sehr, sehr, sehr leid!“ antwortete Bernard hastig. Sein Gesicht war stark geröthet, er schien eilig gegangen zu sein.

Victor schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Lieber Bernard, wie kann ich Ihnen je meine Dankbarkeit für diesen Freundschaftsdienst genügend zu erkennen geben. Lassen Sie uns aber keine Zeit verschwenden — wie sollen wir uns aufstellen?“

Der Priester machte eine Handbewegung, Madeleine schloß die Thür der Hütte.

Es wurde jetzt finster und sie zündete eine kleine Kerze an und stellte sie auf das Kaminsims.

Es war eine Rembrand'sche Scene. Die Strahlen des Lichtes fielen auf die Gestalt Virginiens, die jetzt, auf ihren Geliebten gestützt, vorschritt. Das schneeige Weiß ihrer Umhüllung stach gegen die dunkeln Farben seiner Kleider und das scharlachne Roth Theresens ab. Ihnen gegenüber, etwas im Schatten, befand sich die hohe, majestätische Madeleine, deren glänzende Augen auf den Gegenstand aller ihrer Zärtlichkeit geheftet waren. Das dunkle, lange, von der Schärpe zusammen gehaltene Gewand des Priesters zeichnet sich in dem Rahmen des großen Fensters hinter ihm gegen den mondhellen Himmel ab. Die Strahlen des Lichtes fielen voll auf sein Gesicht — jenes für gewöhnlich so milde, bleiche, ruhige, aber jetzt einen dunkeln, beunruhigten Ausdruck, wie ein von stürmischen Winden aufgewühlter Ocean, tragendes Antlitz. Er suchte nach seinem Buche, oder

schien wenigstens danach zu suchen, aber seine Hände zitterten so, daß er es offenbar nur mit Mühe aus der Brusttasche seines Gewandes, in welche er es gesteckt hatte, hervorziehen konnte. Die Liebenden wurden von einander zu sehr in Anspruch genommen, um dies wahrzunehmen, aber Theresens Augen folgten allen seinen Bewegungen.

„Kann ich Ihnen helfen, Herr Bernard?“ platzte sie endlich in ihrer Ungeduld heraus und trat ein wenig vorwärts.

Er blickte bei ihren Worten in ihr Gesicht, als ob der Ton zu seinen Ohren, aber nicht zu seinem Verstande gedrungen wäre. Endlich riß er mit einer Anstrengung das Buch aus seinem Gewande, blickte hastig von einer anwesenden Person auf die andere und schien sich in Zweifel zu befinden, was jetzt zu thun sei.

„Stellen Sie Sich so auf,“ sagte Therese.

„Wir sind bereit!“ sagte Victor.

Es trat eine secundenlange Pause ein; dann ließ er mit einem undeutlichen Stöhnen oder vielmehr Murmeln das Buch aus den Händen fallen und stürzte bewußtlos nieder.

„Gerechter Himmel!“ rief Victor vorspringend, „was ist das?“

Virginie war augenblicklich neben dem Priester niedergekniet, Madeleine erbleichte und sank auf einen Stuhl, Therese sah entsetzt aus.

Victor hatte jetzt den Kopf des jungen Mannes auf sein Knie erhoben.

„Wasser! Wasser!“ wiederholte er, und Virginie eilte hinaus, um Wasser herbei zu bringen.

„Gütiger Himmel!“ rief Victor in einem Tone, der zwischen Aerger und Mitleid die Mitte hielt; „er ist vom Schlage getroffen; er wird nicht wieder zu sich kommen, er wird sterben — man muß ihm zur Ader lassen.“

„Welches Ereigniß!“ rief Therese, die fast vor Zorn erstickte. „Was ist jetzt zu thun?“

„Es läßt sich nur Eines thun!“ sagte Virginie sanft aber fest; „Sie müssen Hilfe herbei holen, Victor. — Therese, wir müssen zurück gehen. Vielleicht ist es von mir sehr Unrecht gewesen, überhaupt herzukommen; aber es ist jetzt zu spät.“

„Victor, theurer Victor!“ rief sie, denn er sah so unaussprechlich gekränkt aus, „ich habe dies nicht für nothwendig gehalten; meine Treue war Ihnen vorher schon sicher, Sie haben immer noch mein Wort. Trösten Sie sich, theuerster Victor, wir werden nicht getrennt werden. Vertrauen Sie auf meine Treue“ — sie nahm seine Hand und küßte sie; — „aber eilen Sie, um ein so unendlich kostbares Leben zu retten. Therese wird Sie morgen besuchen. Madeleine, wirst Du es wagen, bei diesem Bilde des Todes allein zu bleiben, bis wir Jemand zu Dir schicken können? Ach

Sie guter, trefflicher Herr Bernard, Sie sind sicher nicht auf ewig für uns verloren!"

Sie beugte sich über ihn und eine Thräne fiel auf sein Gesicht. Der Bewußtlose schrak krampfhaft zusammen.

„Um des Himmelswillen, Victor, verlieren Sie keine Zeit!" rief sie entsetzt. „Suchen Sie den kleinen alten Barbier im Dorfe auf, er wird ihm zur Ader lassen."

„Nun," sagte Therese, „wir müssen fort. Sie wollen doch nicht hier bleiben, damit der alte Barbier über Sie etwas zu schwatzen erhält. O Herr Victor! o Herr Victor! welches Unglück!"

Auf diese Weise waren Virginie und Therese nach dem Schlosse zurückgekehrt. So wurde die letzte Hoffnung Theresens, die letzte Aussicht für die unglückliche Virginie durch das Uebermaß der Theilnahme, welche sie eingeflößt hatten, vereitelt. Es ist das schlimme Geschick mancher Menschen in unserm seltsamen Labyrinthe der Dinge gerade durch die Wirkung der Eigenschaften vernichtet zu werden, welche sich unter glücklicheren Auspicien als ihren kostbarsten Vortheil erwiesen haben würden.

## Achtzehntes Kapitel.

Als sich der Marquis am folgenden Morgen von seinem schlaflosen Lager erhob, drückte ihn die düstere Erinnerung an die vor ihm liegende Aufgabe schwer darnieder. Virginie war vom Schlaf nur wenig erquickt. Mr. Guibert war von allen Bewohnern des Schlosses der Einzige, welcher mit leichtem Herzen und zufriedenem Geiste den neuen Tag begrüßte.

Er hatte nach dem Frühstück etwa eine Stunde lang mit dem Marquis gesprochen und trat dann heiter seinen gewohnten Spaziergang an, indem er es Montalembert überließ, die verhaßte Pflicht, welche ihm bevorstand, zu erfüllen. Virginie wurde zu ihrem Vater berufen. Sie kam bleich und niedergeschlagen, von den Vorfällen des vergangenen Abends bedrückt und von der Erwartung eines unbekannten Uebels erfüllt, zu ihm.

Stumm, widerstrebend und mit niedergeschlagenen Augen trat sie in das Zimmer; sobald sie aber aufblickte, erschrak sie über das Aussehen ihres Vaters, schritt hastig auf ihn zu und rief in einem liebevollen Tone, wie er unglücklicher Weise nur zu selten zwischen ihnen gehört wurde:

„Mein Vater! mein theuerster Vater! was giebt es?“

Er erhob sein verstörtes, aschenfarbiges Gesicht; seine Augen waren roth und fieberisch glänzend, seine Lippen blau und zusammen gepreßt, es schien, als ob er vor Kurzem fast Convulsionen eines unterdrückten Zornes erlitten hätte. Er war jedoch jetzt einigermaßen gefaßt — gefaßt, wie eine unvermeidliche Nothwendigkeit das Opfer gefaßt macht, welches auf der Folter gemartert werden soll, oder man könnte vielmehr sagen, wie sie das von der heutigen Folter erlöste Opfer, welches morgen seine Qualen erneuert sehen soll, gefaßt macht.

„Komm her, mein Kind! — nein, umarme mich nicht!“ und er machte sich hastig aus den zarten Armen los, die in kindlicher Liebe um ihn geschlungen wurden. „Du bist noch unwissend, in einer halben Stunde wirst Du mich nicht mehr umarmen.“

„Virginie,“ sagte er, indem er sich bemühte, eine gewisse strenge Ruhe anzunehmen, „Du sollst auf das, was ich Dir zu sagen habe, gerüstet sein. Ich habe Dir bereits mitgetheilt, Kind, daß — daß — kurz, ich hoffe, daß Du den Gehorsam kennst, welchen ein

Kind seinem Vater schuldig ist. — Mein schönes, zartes Kind," fuhr er mit schwankender Stimme fort, denn sie stand zitternd vor ihm da, wie das unschuldige Lamm vor dem erhobenen Arme des Opferpriesters, „es würde vergebens sein, es zu verhehlen, die Wahrheit muß ausgesprochen werden" — und hier steigerte sich seine Stimme zu einer Art von Schrei — „ich habe Dich Herrn Guibert versprochen — und — Du mußt ihn heirathen."

„Vater!" sagte Virginie nach augenblicklichem Besinnen; „ich habe Sie nicht recht gehört.

Er rang nach Fassung und wie er glaubte väterlicher Würde.

„Ja, Du hast mich recht gehört. Meine Ehre ist verpfändet und ich erwarte Gehorsam!"

Es entstand eine Pause.

„Hierin," sagte Virginie mit sehr leisem Tone, „hierin kann ich Ihnen nicht gehorchen."

„Wie — was muß ich hören? — mein Kind! — Fräulein von Montalembert! — kein Wort! die Sache ist zu Ende — nicht ein Wort."

Er versuchte an ihr vorüber zu gehen. Es schien als ob er nach dieser hastigen Erklärung das Zimmer verlassen wollte.

„Ich weiß, was Du sagen willst!" rief er, als sie sich bemühte, ihn zurückzuhalten. „Meine Ehre ist verpfändet — mein Wort ist gegeben — ich kann es nicht, selbst wenn ich wollte."

„Vater! hören Sie mich an. Sie können sich nicht zu dem verbindlich gemacht haben, was zu erfüllen nicht in Ihrer Macht steht. Sie können nicht das versprochen haben, was zu geben nicht in Ihrer Gewalt war. Sie können meine Hand nicht einem Manne zugesagt haben, dessen Namen ich gestern zum erstenmale gehört habe, — wie es scheint einem Fremden für uns Beide.“

„Für mich ist er kein Fremder!“ sagte der Marquis schnell; „ich habe ihn vor Jahren schon gekannt. — Fluch ihm!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

„Kind! Kind, sei ein gutes Kind! Habe Mitleid mit Deinem Vater. Quäle mich nicht mit vergeblichen Vorstellungen, mit fruchtlosen Thränen. Ach Virginie, jede Thräne, die Du vergießest, ist ein Tropfen geschmolzenes Blei auf mein Herz. Du kennst Deinen Vater nicht, Kind. Ich kann fühlen, wenn es auch Niemand glaubt, ich fühle, mein Kind, und wenn mein Tod Dir etwas nützen könnte — aber es ist vergebens! wir sind Beide von einem undurchdringlichen Netz umsponnen. Du mußt untergehen, Du armes bebendes Ding.“

Er blickte sie voll des zärtlichsten Mitleids an.

„Mein Vater!“ sagte Virginie, der das offenbare Widerstreben, womit der Marquis das Opfer zu betrachten schien, neuen Muth verlieh; „ich kann nicht auf diese Weise untergehen, wenn es nicht die Folge meiner eigenen Schwäche sein sollte. Mein theurer Vater“ — und sie bemächtigte sich seiner Hand —

„mein Herz ist mein Eigenthum; ich will es nicht jenem Manne verpfänden. Alles was Sie haben versprechen können, haben Sie erfüllt. Ich will Herrn Guibert nicht heirathen."

„O Kind! Kind!"

„Warum sollte ich es? Welche Verbindlichkeit könnte ich haben, es zu thun?"

„Meine Ehre! — meine Ehre! — meine Ehre!"

„Ihre Ehre, Vater? Wie kann Ihre Ehre für etwas verpfändet sein, was zu erfüllen nicht in Ihrer Macht steht! Es ist nicht in Ihrer Gewalt, mich hierzu zu wingen. Mein Herz, meine Hand haben Sie nicht zu verschenken. Verzeihen Sie mir."

„Ja, ich verzeihe Dir!" sagte Montalembert, indem er auf einen Stuhl niedersank; „ja ich verzeihe Dir, aber Virginie, Virginie!" — er zog sie zu sich und senkte seine Stimme zu einem heiseren Flüstern; „höre mich an, schenke mir Dein Ohr. Der Schurke hat ein Geheimniß! meine Ehre ist in seiner Verfügung. Dein Vater, Du armes Kind, ist ein Elender! — er ist einer von jenen verdammten Elenden, die einen guten Ruf genießen — vor denen man niederkniet und sich neigt, die man mit Schmeicheleien und Ehrerbietung überhäuft, und deren Ruf eine gemeine, hohle, schuftige Lüge ist! er ist Einer von denen, die etwas gethan, dessen Bekanntwerden sein Leben gefährden, und sein Haus, seine Familie, seinen Namen und Ruf auf ewig und ewig schänden werden! der, wenn seine Geschichte

erzählt würde, aus der Gesellschaft ehrenhafter Männer gestoßen — der angespieen und mit Füßen getreten werden würde! Und Guibert" — hier näherte er sich ihr noch mehr und zischte ihr die Worte zwischen seinen Zähnen in das Ohr; „er weiß es! ja, er weiß es! Seele und Leib sind dem Dämon verkauft! und der Dämon ist gekommen um den Preis seines verfluchten Handels zu forden! aber" — er zog sich plötzlich zurück, — „thue, was Du willst Kind, thue, was Du willst — dies" — und er zeigte ihr ein kleines Fläschchen — „dies kann der Sache ein Ende machen!"

„Vater, was hat das zu bedeuten?" fragte sie.

Sie bewies bei dieser entsetzlichen Scene eine bei einem so jungen, sanften und unerfahrenen Wesen beispiellose Standhaftigkeit. Sie riß ihm das Fläschchen aus der Hand, er widersetzte sich ihr nicht.

„Sie wollen doch nicht mit meinen Gefühlen Ihr Spiel treiben? Was hat dies zu bedeuten?"

„Es bedeutet — glaube es oder glaube es nicht, wie Du willst, daß Guibert Alles weiß und beweisen kann, daß Dein Vater der größte Schurke ist, der je die Erde geschändet hat, und daß er dieses fluchwürdige Geheimniß veröffentlichen kann und wird, wenn Du nicht das in einem Augenblicke der schwärzesten Verzweiflung gegebene Versprechen erfüllst. Ja, Kind, es hat eine Zeit gegeben, wo dieser Schuft und ich nur zu gute Bekannte waren, wo wir dieselben Orte besuchten und an denselben Tischen standen. Wir spielten,

und spielten hoch; ich setzte mehr als ich gesollt hätte — ich setzte mehr ein als ich hatte und ich verlor — und — was folgte! — schlimmer! schlimmer! Dann schlug der Teufel vor, seinen Gewinn und sein Geheimniß — mein Geheimniß — gegen meine Erbin, meine Tochter — mein kleines hülfloses Kind einzusetzen! Siehst Du uns wie hungrige Wölfe auf die Tische starren! hörst Du die verdammten Würfel klappern? hörst Du mein Herz gegen meine Rippen pochen? — hörst Du seinen fluchwürdigen Würfelbecher auf den Tisch schlagen? — siehst Du seinen Blick, seinen Teufelsblick der Freude und des Triumphes? — siehst Du ihn? — ich habe **verloren!**"

Und er entfernte sich mit einem lauten Schrei, indem er seine geballten Fäuste über seinen Kopf zusammenschlug, nach dem andern Ende des Zimmers. Dann kehrte er eben so hastig wieder zurück, legte sein Gesicht von Neuem, fast keuchend, dicht an ihr Ohr und fuhr fort:

„Und jetzt ist er gekommen, um seine Zahlung zu fordern — verstehst Du mich? — Er kommt, um mir zu drohen, daß er diese schmähliche Geschichte veröffentlichen will! Er hat mir erst diesen Morgen noch in die Zähne geworfen, daß er, wenn ich mein Wort nicht ohne Weiteres löse, mit seinem höllischen Geheimniß ans Licht treten wird und Montalembert als ein entehrter Schurke sterben soll."

„Kind, als Deine Mutter starb, und ich nicht als ein schmerzerfüllter Wittwer, sondern als ein unglücklicher verzweifelnder Rasender zurückblieb, der in seinen besten Gefühlen gekränkt, gerade durch seine theuersten Hoffnungen elend geworden war, als sie, die ich wie das Licht und die Sonne des Lebens anbetete, mich um einen Andern verachtete, nachdem ich sie niederknieen und um i h n — um s e i n Leben hatte verzweifelt bitten hören; — Kind, da kümmerte ich mich um nichts mehr. Ich haßte Dich, ich glaubte damals, daß Du nicht mein Kind seist! — aber Du bist mein Kind!“ — und er umarmte sie leidenschaftlich. „Ich war ein Verworfener und Ausgestoßener. Ich wünschte das Denken unmöglich zu machen, ich ging nach Paris — ich brauche Dir nicht zu sagen, wie ich meine Zeit in Paris verlebte! genug, daß ich Vermögen, Gesundheit, Ehre, Ruf, wie ein ungefesselter Wahnsinniger hinwegwarf. Doch daran kehrte ich mich nicht. Wenn ich nur den nagenden Wurm in meinem Herzen erstickte. Was kümmerte es mich, was aus einem hassenswürdigen, verachteten Elenden, wie ich, würde. Meine grausamen unmännlichen Schmähungen hatten sie in ihren Mutterwehen getödtet. Sie hatte mich verabscheut, aber mit gutem Grunde; war das nicht genug? Kind, ich sage Dir, ich spielte und ich verlor Alles, was ich hatte, Alles bis auf den letzten Sous und mehr, als ich hatte. Ich war ein Bettler und mehr, als ein Bettler, meine Ehrenschulden waren unbezahlt. Kind!

Dein Vater war nicht dazu geschaffen, als Bettler zu leben, sich mit einem mitleidigen Lächeln anspeien und mit einem Sammetschuh treten zu lassen. Ich ergriff Mittel, um das Glück zu beherrschen, verstehst Du mich jetzt? Versuche nicht, mich zu verstehen. Dieser Guibert, dieser verdammte Schurke machte es ausfindig, er drohte mich zu verrathen. Wir kamen zu lauten Worten und dann zu geflüsterten Worten. Wir spielten abermals — ich verlor Alles — mehr als Alles, denn ich hatte eingesetzt, was ich nicht besaß, und dann zwang mich der Elende, der Barbar, nicht mit der Spitze des Degens, sondern durch die Drohung der Infamie, mein Kind, meine Erbin gegen sein höllisches Geheimniß einzusetzen, und ließ mich in seiner Menschlichkeit leben." —

„Nun, Kind, sprich! frage ihn, wenn Du mir nicht glauben willst — sage mir, daß ich sterben und entehrt sterben — oder ob mein Kind, meine Tochter, meine unschuldige, gute, treue Tochter diesem Teufel übergeben werden soll.

„Vater, Sie sollen nicht entehrt werden" sagte sie aufstehend, und dann warf sie sich zu seinen Füßen nieder und umfaßte seine Knie. „Mein Vater, Ihre Ehre ist mir theurer, als das Leben. Verlassen Sie sich auf Ihre Tochter! Dieser schlechte Mensch soll Sie nicht verderben. Ich bin nur wenig für Sie zu thun im Stande gewesen, mein Vater, aber ich werde Sie jetzt nicht verlassen. Ich bitte Sie nur, mir einige

Stunden der Ueberlegung zu gönnen, lieber Vater, das ist Alles, was ich fordere."

„Mein Kind," sagte der Marquis und Thränen, die selbst in dieser äußersten Noth süß waren, rannen aus seinen Augen; „auf Deine Frömmigkeit und Güte verlasse ich mich, thue, was Du für recht hältst, Du weißt jetzt Alles."

---

## Neunzehntes Kapitel.

„Und so,“ schrieb Victor an seinen Freund, „verschwanden alle meine Hoffnungen und Pläne für ihr und mein Glück. Diese unglückliche Katastrophe scheint die Sache zur Entscheidung gebracht zu haben. Er stürzte, wie ich Dir mittheilte, wie todt zu unsern Füßen nieder, als er sich eben bereitete, die Ceremonie zu beginnen, welche sie auf ewig zu der meinen hätte machen sollen. Da wir unmöglich etwas Weiteres thun konnten, mußte sie in Theresens Begleitung nach Hause zurückkehren, während ich zu einem kleinen Wundarzt und Barbier, der nahebei im Dorfe wohnte, eilte, damit er diesem armen Burschen zur Ader lassen möge.

Ich hatte ihn schon vorher bemitleidet, Eugen, denn ich glaubte in ihm etwas zu sehen, was ihn für die Stellung, in die er vom Schicksal versetzt worden war, völlig ungeeignet machte. Aber jetzt bin ich groß=

müthig genug, den armen Gesellen noch mehr zu bemitleiden, obgleich mir seine verwünschten Gefühle so viel Schaden gestiftet haben — noch fünf Minuten und sie würde die meine gewesen sein. Ich wollte, Du hättest sie sehen können, Eugen, als sie herein kam. Sie hat in der Zeit, seit welcher wir einander kennen, noch etwas ungemein Fesselndes und Bezauberndes angenommen. Das, was eine fast wilde Schüchternheit gleich der eines Rehes war, ist zu einer sanften Würde, einer unendlich milden und rührenden Schamhaftigkeit, einem gewissen schönen jungfräulichen Stolze, der fast einschüchternd und unendlich bezaubernd ist, geworden. Und dann denke Dir den fühlenden Ausdruck ihrer taubengleichen Augen. Sie war weiß gekleidet; die kleine Therese in ihrem gewöhnlichen Schwarz und Scharlach kam dicht hinter ihr und sie trat wie eine Rose glühend und ihre süßen Augen auf den Boden geheftet herein. Aber ach! welches himmlische Lächeln, als sie sie zu mir erhob! — Reinheit, Liebe, Hoffnung, Vertrauen — ich hätte sie vor Allen an meine Brust schließen können.

Bernards Benehmen war mir am Abend vorher sehr verstört und sonderbar vorgekommen, aber mein Herz war mit andern Dingen angefüllt, so daß ich es wenig beachtete, und als er in Madeleine's Häuschen trat, war ich an einem lieben kleinen Fenster zu sehr beschäftigt, um ihn auch nur anzusehen. Ich verschleierte sie und stellte mich mit der, die ich für meine

Braut hielt auf nnd bemerkte nicht, wie er nach seinem Buche suchte, als ob ihm die Hände den Dienst versagten.

„Wir sind bereit!“ sagte die kleine Therese; er warf einen Blick auf Virginie, stöhnte und stürzte nieder, als ob ihn eine Kugel getroffen hätte.

Du wirst mich, wie gewöhnlich, für sehr einfältig halten, daß ich sie hernach gehen ließ, aber ich bin um ihren guten Ruf so besorgt, daß ich ihn nicht dem geringsten Makel aussetzen möchte, wenn ich selbst die ganze Welt damit gewinnen könnte. Sie ging also, aber wir werden wieder zusammentreffen! meine Virginie!

Ich lief also, wie gesagt, zum Wundarzt, und ein drolliges Kerlchen mit einem dreieckigen Hute auf der höchsten Spitze seines kleinen Kopfes, von dessen Hintertheile jedoch noch Haare genug herabhingen, um einen ungeheuer langen Zopf zu bilden, gehorchte mit Lanzetten und Becken meiner Aufforderung. Als ich zurückkam, lag Bernard noch auf dem Boden und die alte Madeleine kniete mit einem Blicke des Schrecks und Mitleids an seiner Seite. Es dauerte einige Zeit, ehe mein dienstfertiger kleiner Wundarzt das Blut zum Fließen brachte; endlich aber strömte es hervor und Bernard seufzte und öffnete die Augen, als erwache er aus einem Traume. Wir hoben ihn auf und trugen ihn mit einiger Mühe nach Madeleine's Bett, auf welches wir ihn legten. Er blickte sich einige Secunden lang um, als ob er sich bemühe, zur Besinnung zu

kommen, und schaute mich an, als erkenne er mich nur mit Schwierigkeit. Allmälig kehrte indeß seine Erinnerung zurück. Er seufzte tief und wendete sich zu mir.

„Herr von Vermont —“

Der kleine Barbier, dessen scharfe Augen im Zimmer umher von einer Person zur andern geschweift waren, schob, da er ihn jetzt sprechen hörte, mit seiner neugierigen Miene den Kopf vorwärts.

„Herr Pfarrer, — Herr Bernard! was hat Euer Ehrwürden in dem Zustande, in dem Sie den ganzen Abend über gewesen sein müssen, aus dem Hause bringen können?“

„Ich habe nicht gewußt, daß ich so unwohl werden würde,“ sagte Bernard. „Ich habe Madeleine besuchen wollen.“

„Nun, dann müssen Sie auch bei Madeleine bleiben,“ sagte der Heilkünstler.

„Nein,“ sagte Bernard, „ich werde sofort nach Hause gehen.“

„Unmöglich, Euer Ehrwürden.“

„O,“ sagte er, „Sie brauchen sich nicht weiter um mich zu sorgen. Hier, mein guter Freund! —“ und er gab ihm Geld; „gehen Sie jetzt heim und lassen Sie mich thun, was ich will.“

Der Barbier wollte Einwendungen machen, aber Bernard sah ihn mit einem Blicke an, denen man nicht leicht widersprechen kann, und unser kleiner Freund entfernte sich.

Hierauf erhob sich Bernard auf seinem Ellenbogen und sah sich fragend im ganzen Zimmer um.

„Ist sie nicht hier?“

„Nein,“ sagte ich, „sie ist nach Hause gegangen. Dies war kein Ort für sie. Es war nothwendig, Beistand zu holen. Ich möchte ihren Ruf um alles in der Welt nicht blos stellen.“

Bernard blickte mich mit Ueberraschung und dann mit Beifall an.

„Ich bewundere Ihre Großmuth,“ sagte er mit einem leisen Seufzer; „aber es thut mir leid; ich glaube, daß ich jetzt das hätte thun können, wozu mir vielleicht morgen die Kraft versagt sein wird. Herr von Vermont, es giebt, wie es scheint, Anstrengungen, die unsere schwachen Kräfte übersteigen. Dies hat sich als eine solche erwiesen.“ Nach ein paar Secunden setzte er hinzu:

„Einen Tag, wie den, welchen ich heute verlebt habe, Herr von Vermont, können Sie glücklicher Weise nie kennen. Sie können nie zu der Erfahrung gelangen, was die menschlichen Gefühle werden, wenn sie durch die Widersprüche eines unnatürlichen Schicksals zum Wahnsinn aufgestachelt wurden. Sie wissen nicht, welcher stürmische Aufruhr in dem lange beherrschten Herzen entsteht, wenn Vernunft und Entschlossenheit zugleich weichen. Es ist entsetzlich gewesen! Und er schauderte zusammen. „Und doch glaubte ich, daß der Kampf seine Wirkung nicht verfehlt habe. Eitles Selbstver-

trauen! Der sterbliche Körper war zu schwach dafür, das aus dem Herzen getragene Blut stieg in das Gehirn. Ich bin wegen meiner Schwäche zu bemitleiden, Herr von Vermont."

Er seufzte und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Ich glaubte noch Herrschaft genug über mich zu besitzen, um den aufrührerischen Willen zu unterdrücken, und mich zu der Aufgabe zu zwingen, Ihr Glück zu befestigen, und ich hoffte, daß die Ruhe, welche die Belohnung eines gewissenhaften Strebens ist, oder sein sollte, mein Theil sein würde, wenn Alles vorüber wäre. Ich beklage bitter die Nichtigkeit meiner Anstrengungen und möchte jetzt gern den ruhigen Zwischenraum benutzen, den die letzte Katastrophe in meinem Innern hervorgebracht zu haben scheint, um das Opfer zu vollenden, so lange es noch in meiner Macht steht."

„Das Opfer!"

„Meiner selbst!" sagte Bernard. „Wenn ich geglaubt hätte, daß es für Sie ein solches sein würde, so würde ich mich lieber von wilden Pferden haben zerreißen lassen."

„Ihrer selbst!"

„Meine unglückliche Schwäche," sagte er, indem er sich jetzt erhob, und etwas von seiner gewohnten Ruhe wieder annahm, „muß Ihren Augen das verrathen haben, was ich gern auf ewig den meinen hätte verbergen mögen. Die Bethörung von Gefühlen, die mit allen meinen Pflichten, Hoffnungen und Aussichten

so unbedingt in Widerspruch stehen. Der Ausdruck „Opfer" muß Ihnen in der That unendlich lächerlich erscheinen, da ich ihn da angewendet habe, wo auf keinen Augenblick auch nur der leiseste Schatten einer Hoffnung, eines Wunsches oder einer Erwartung Raum gefunden hatte. So unbegreiflich es aber auch erscheinen muß, so unerklärlich meine Gefühle mir selbst erscheinen müssen, so war es doch ein Opfer! ein Opfer, das, wie es scheint, über meine armen Kräfte ging. So lange sie frei war, so lange war ich auch ein —"

Er that sich unmuthig Einhalt.

„Wohin verliere ich mich? — welche Reden für mich! — Verzeihen Sie mir, ich wollte nur wiederholen, daß ich, wenn es mir möglich ist, das von mir verursachte Unheil wieder gut zu machen, es gern thun werde, selbst wenn es auf Kosten meiner Existenz geschehen sollte."

Er stand auf, nahm seinen breitkrämpigen Hut, und rüstete sich zum Aufbruche.

„Ich will mit Ihnen gehen," sagte ich, „und Sie nach Hause begleiten."

„Ich danke Ihnen, — heute nicht. Ich möchte lieber allein sein. Besuchen Sie mich morgen!"

Und er verließ die Hütte."

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Trotz dieses Verbots folgte ihm Vermont, der es nicht mit seinem Gewissen vereinigen konnte, Bernard in seinem gegenwärtigen Zustande sich selbst zu über-

lassen, in einiger Entfernung, um ihn zu beobachten, welchen Weg er einschlagen würde.

Der Priester wendete seine Schritte ruhig den Hügeln zu, überstieg mehrere davon und gelangte endlich in ein kleines engabgeschlossenes Winkelchen oder vielmehr Thälchen, welches zwischen ihnen lag.

Es war jetzt Mitternacht und die ganze Landschaft schlummerte in der tiefsten Ruhe. Er setzte sich auf eine kleine Rasenbank, an deren Fuße ein reiner Quell heraufsprudelte, nieder, kreuzte seine Arme auf der Brust und schien sich in ernstes Nachdenken oder Gebet zu versenken. Seine Gedanken weilten auf den Gelübden, die ihn gebunden und unwiderruflich von den süßesten und reinsten Gefühlen seiner Natur abgeschieden hatten, auf der zur Zerstörung des höchsten Glückes, welche falsche und nachtheilige Ideen von unsern Beziehungen auf die unsichtbare Welt beschränkt und unsere unwürdigen Gedanken von dem Allmächtigen begleitet.

Diese Zweifel an der Gerechtigkeit und Nützlichkeit vieler von den Gebräuchen und der Wahrheit vieler von den Ansichten seiner Kirche, die bis jetzt eher den Boden zu philosophischen Raisonnements als zu einer ernsthaften Mißbilligung gewährt hatten, stellten sich ihm jetzt in einer neueren und tieferen Beziehung dar, und sein wohlwollender Charakter führte ihn auf Reflexionen über und Theilnahme für die unglücklichen

Opfer des Vorurtheils und Irrglaubens auf der ganzen Welt.

Er fühlte, daß in seinem Vaterlande die sich allmälig schnell nähernde Zeit noch nicht erschienen war, wo man sich die Stimme der Wahrheit und Vernunft mit dem redlichen Enthusiasmus seiner Religionslehren mischen hören würde, aber sein Herz wendete sich jenen Kindern des Elends, jenen unglücklichen Opfern der Unwissenheit und des Betruges — den wilden fernen Ländern zu, die, in noch unter dem Schatten des Todes liegenden Gegenden Wohnenden, sich der Uebung von abergläubischen Gebräuchen ergeben, welche blutiger wenn auch kaum abgeschmackter sind, als manche von den monströsen Irrthümern, die er um sich sah.

In diesem Augenblicke faßte er den Entschluß, Frankreich zu verlassen und alle Kräfte und Fähigkeiten seiner Natur auf den Aufbau der Kirche seines Herrn und Meisters unter den Kindern der Wildniß zu verwenden, und so die Abtrennung von seinem Geschlechte, die er hier als so gefährlich und unvortheilhaft erkannte, der Uebung von Pflichten dienstbar zu machen, die vielleicht von Männern in seiner Lage am besten und passendsten übernommen werden.

Er beschloß in jene fernen Gegenden Asiens oder Afrika's vorzudringen, die durch die blutigen Sitten ihrer Bewohner dem christlichen Unternehmungsgeiste fast unzugänglich sind, und sich zu bemühen, jene bar=

barischen, unglücklichen Wilden, durch das Wort, welches allein Licht und Leben ist, zu humanisiren.

Sobald dieser Entschluß von seinem Geiste Besitz genommen hatte, war es, als ob für ihn ein neuer Morgen herauf bräche. Der Quell des Lichtes von oben strahlte wieder auf sein Leben, heitere Aussichten auf zukünftige Nützlichkeit breiteten sich vor seinem bewölkten Auge aus und während er sein ganzes Wesen mit ernster Entschlossenheit dieser gerechten Sache weihte, trat der Friede, welcher über alles Verständniß geht, in seinen Geist und der Sturm bitterer Bekümmernisse, so furchtbar erweckter Leidenschaften legte sich. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und blieb eine Zeitlang in innigem Gebet versenkt. Hierauf erhob er sich getröstet und gestärkt und wollte eben nach Beaucourt zurückkehren, als er Vermont begegnete.

„Herr von Vermont, ich suchte Sie. Ich bin jetzt besser im Stande, mit Ihnen zu sprechen, als vor einer Stunde, wo ich mich zu einem höchst unrichtigen Ausdruck der Schwäche verleiten ließ. Ich kehre zurück, um die Versicherung meines aufrichtigen Wunsches zu wiederholen, Ihnen und jener jungen Dame durch alle mir zu Gebote stehende Mittel zu dienen. Wollen Sie morgen früh zu mir kommen, damit wir weiter über die Sache sprechen können? — Gute Nacht.“

**De Vermont** hielt ihm seine Hand hin, er drückte sie auf einen Augenblick und schritt dann ruhig hinweg.

Am zweiten Tage darauf erhielt Victor von Virginien folgenden Brief:

## An Victor.

„Mein Victor! Alles ist vorüber, wir dürfen „einander nie wiedersehen. In wenig Tagen wird es „eine Sünde sein, Sie zu lieben, ja, auch nur an „Sie zu denken. Ehe es eine Sünde ist, mein Vic„tor, betrachten Sie es als keine Schande, wenn ich „Ihnen sage — ich bin jetzt gewissermaßen auf meinem „Sterbebett — wie zärtlich, wie innig ich Sie liebe. „Verzeihen Sie mir, theurer Victor, den Schmerz, „welchen ich Ihnen verursacht habe. Ach! hätten Sie „nie, nie Ihre verlorne Virginie gesehen. Leben Sie „wohl! leben Sie wohl! Ich flehe Sie an, nichts „weiter zu fragen. Das Schicksal ist für uns Beide „zu stark. Erkundigen Sie sich nie nach mir. Denken „Sie nie wieder an mich — kehren Sie nach Paris „zurück und vergessen Sie mich — doch nein, vergessen „Sie mich nicht ganz — ach, ich muß Sie vergessen!"

Dieser offenbar in der heftigsten Aufregung geschriebene und von Thränen befleckte Brief wurde Victor von einem jungen Mädchen, das er ein paarmal in Madeleinens Nähe gesehen hatte, überbracht. Sie reichte ihm denselben schweigend und ohne ein Wort der Erklärung hinzuzufügen. Victor warf einen hastigen Blick auf die Adresse und erbleichte in plötzlicher Ah-

nung eines Unglücks. Er verschob es, den Inhalt zu untersuchen, und begann das Mädchen auszufragen.

„Wer hat Dir geheißen, mir diesen Brief zu bringen?“ fragte er erstaunt, daß Therese nicht wie gewöhnlich die Mittheilungen von ihrer jungen Herrin überbrachte.

„Madeleine, — und sie sagte, daß ich nicht auf Antwort warten, sondern sogleich wieder kommen solle. **Bon soir, Monsieur.**“

Und das Mädchen entfernte sich, ohne ihm zu weiteren Fragen Zeit zu lassen.

Victor, der, als dies geschah, an der Thür seiner kleinen Wiese gestanden hatte, kehrte jetzt mit dem noch ungeöffneten Briefe in der Hand, in das Haus zurück. Er zögerte, wie man zuweilen zögert und zaudert, ehe man einen Brief erbricht, von welchem uns eine geheime Ahnung versichert, daß er ein Bote des Schmerzes sei. Er setzte sich an sein kleines, von Weinranken überschattetes Fenster nieder, — er beobachtete die Gestalt des sich entfernenden Mädchens, bis sie zwischen den Hecken verschwand.

Endlich erbrach er das Siegel.

Victor wurde von diesem plötzlichen und unerwarteten Zerreißen eines Verhältnisses, welches er als unlösbar betrachtet hatte, verwirrt und wie vom Blitze getroffen. Anfangs war sein etwas aufbrausender Charakter geneigt, in Feuer und Flammen über diese so seltsame Kundgebung von Launenhaftigkeit und Bestän-

digkeit aufzugehen. Was hatte ein so grausames Verfahren verursachen können? — was vermochte es zu rechtfertigen?

Aber er blickte wieder auf den Brief und die Zärtlichkeit seiner Ausdrücke, die geknickte Muthlosigkeit, welche aus jeder Zeile athmete, die großen Flecken, womit die Thränen der Geliebten ihn halb bedeckt hatten, rührten ihn tief. Er war in der größten Rathlosigkeit. Weshalb war dem Mädchen der Brief anvertraut worden? warum hatte ihn nicht Therese, wie gewöhnlich, überbracht und einige Worte der Erklärung und des Trostes hinzugefügt?

Er stand hastig auf, nahm seinen Hut und eilte über die Hügel nach Montalembert, um wenigstens Therese zu sehen, wenn es unmöglich sein sollte, eine Zusammenkunft mit Virginien zu erlangen. Er blieb auf der Höhe des Hügels stehen und blickte auf den Garten hinab — dort war Alles still! — Seine Augen folgten den ihm so wohlbekannten Gängen, Spalieren und Rasenplätzen — nirgends war etwas zu sehen. Nur der alte Gärtner befand sich dort bei der Arbeit, und die Luft war so still, die Gegend so einsam, daß das Einschlagen seiner Hacke selbst in dieser Entfernung vernehmlich wurde.

Victor schlich sich vorsichtig an den Gebüschen hin — er verfolgte den ihm so vertrauten kleinen Pfad, welcher nach der Rückseite jener verflochtenen Hollunder-

laube führte, wo er einst als so entzückter Lauscher gestanden hatte.

Er wartete lange, er spähte ungeduldig — es war Alles umsonst.

Hierauf beschloß er nach Beaucourt zu gehen und sich zu bemühen, von Madeleinen einige Auskunft zu erlangen; aber Madeleine konnte oder wollte nichts erklären. Der Brief war, wie sie sagte, von Theresen zu ihr gebracht worden, die sie aufgefordert hatte, das Mädchen damit zu ihm zu senden, indem sie sagte, daß er keiner Antwort bedürfe. Seitdem, fügte sie hinzu, habe sie weder von Theresen, noch von ihrer jungen Dame etwas gesehen oder gehört.

Madeleine sah scheu und unruhig aus, aber Victor konnte nicht unterscheiden, ob sie unzufrieden oder bloß ängstlich und besorgt war. Es ließ sich indeß nichts Unbefriedigenderes als ihr Benehmen denken, und er kehrte unglücklicher als je nach Hause zurück.

Er gab sich vergebens jeder möglichen Vermuthung hin, vergebens spähte er mit unermüdlicher Ausdauer auf dem nach dem Schlosse führenden Wege umher, vergebens beobachtete er von der Höhe des Hügels aus den Garten — Alles blieb still, als ob die Gegend seit lange schon gänzlich verlassen sei. Weder Virginie noch Therese war zu sehen. Die Jalousien ihres Gemaches waren fest verschlossen; — Victor konnte nichts entdecken.

## Zwanzigstes Kapitel.

Sobald Virginie von der Lage, worin sich ihr Vater befand, und der, wie es ihr vorkam, gebieterischen, unvermeidlichen Nothwendigkeit, durch welche sie gefesselt wurde, überzeugt war, schien sie einen ihr früher unbekannten Muth in dem Uebermaße der Verzweiflung, welche sie rings umgab, gefunden zu haben.

Sie war, nachdem sie ihren Vater verlassen hatte, auf ihr Zimmer zurückgekehrt. Allerdings waren ihre Schritte hastig und etwas unregelmäßig, aber ihre Gestalt war aufrecht, ihr Gesicht, wenn auch todtenbleich, doch von einem Muth und einer Entschlossenheit belebt, die seinem gewöhnlichen Ausdruck völlig fremd waren. Ihr Kopf war erhoben und ihre Augen funkelten.

Sie trat in ihr Zimmer, verschloß und verriegelte die Thür, setzte sich an dem Fenster nieder, stützte ihren Ellenbogen auf das Fensterbret, verschlang ihre Hände

hinter ihrem Halse, blickte bewußtlos auf den Garten hinaus, und während ihr Herz kurz und keuchend pochte, betrachtete ihr geistiges Auge mit einer Art von wilder Verzweiflung die sich vor ihr öffnenden seltsamen, entsetzlichen Aussichten.

Aber sie hatte bereits ihren Entschluß ausgesprochen, Es war nicht sowohl die Wirkung der Grundsätze, es war nicht sowohl kindlicher Gehorsam, ja kaum kindliche Liebe, was sie beseelte. Es war ein heroischer, verzweifelter Entschluß, daß, was auch kommen möchte — ob sie den Verfolgungen Guiberts geopfert werden mochte, oder nicht — welche Folgen auch für sie daraus hervorgehen mochten — ihr Vater keinenfalls mit Schande bedeckt werden sollte. Schande! — die furchtbarste Geißel, welche sich eine edle Natur vorstellen kann! — Schande! — das grausige Gespenst, vor welchem der naive unverdorbene Geist in so wilder ununterdrückbarer Bestürzung zurückbebt! — Schande! deren Qualen sie bereits für ihn erduldet. Sie wollte auf Kosten dieses Lebens zu seinem Schutze eilen — sie wollte ihn vor der Verachtung und den Schmähungen einer unbarmherzigen Welt behüten. Es kümmerte sie nicht, ob die Schande eine verdiente oder eine unverdiente war — er war ihr Vater und er sollte nicht in Schande kommen.

Die kindliche Liebe ist ein eben so warmes, edles und leidenschaftliches Gefühl, wie die Mutterliebe, wenn

sie wie bei diesen jungen, unverdorbenen, glühenden Geistern alle ihre angeborene Stärke bewahren darf.

Ihr Leben würde ihr nur als ein geringes Opfer erschienen sein, aber ihr Herz schauderte vor dem Gedanken, sich selbst zu geben, zurück. Da sie jedoch selbst von edeln Absichten erfüllt und wie edle Geister mit Recht sanguinische Hoffnungen an den Edelmuth Anderer glaubt, so fehlte es ihr nicht an der Hoffnung, daß eine offene und muthige Berufung auf Guiberts bessere Gefühle ihre Wirkung haben würden. Sie warf also, von ihren edlen Absichten ermuthigt, ihre jungfräuliche Schüchternheit bei Seite, vergaß ihre Zurückhaltung und beschloß, ihn ohne Verzug zu sehen, Alles zu bekennen, sich seiner Großmuth anheim zu geben, und um Gnade zu bitten.

Sie fühlte sich überzeugt, daß eine solche Berufung nicht vergeblich bleiben könne und die Wahrheit zu gestehen, gab es in manchen Augenblicken einen Ausdruck in Guiberts Augen, der einen wahrhaft vertrauenden Menschen überredet haben würde.

Es dauerte nicht lange, ehe die Gelegenheit zur Anstellung des Experimentes eintrat.

Sobald Virginie das Bibliothekzimmer verlassen hatte, kam Guibert, welcher alle ihre Bewegungen beobachtete, an die Thür, klopfte und trat ein, ohne auf Erlaubniß zu warten. Er schritt auf den Marquis, der völlig erschöpft in seinem Lehnstuhle zurückgesunken

war, zu und fragte ihn mit seiner gewohnten Rückhaltlosigkeit, was die junge Dame gesagt habe.

„Sie bittet um einige Stunden zur Ueberlegung," sagte der Marquis; „Sie werden dann ihre Antwort erhalten."

„Hm!" meinte Guibert mit einem argwöhnischen Gesicht. „Ich sehe nicht ein, was eine Ueberlegung von einigen Stunden thun soll! Ich hatte gemeint, daß die Sache abgemacht wäre."

„Ich habe mit meiner Tochter gesprochen, Herr — ich habe Alles gethan, was Sie verlangten. Sie forderte einige Stunden zur Ueberlegung, und sie soll sie haben. Es giebt Augenblicke! —" und er blickte ihn mit bitterem Ausdrucke an.

„Das bezweifle ich nicht im Mindesten," sagte Guibert. „Ich kann leicht glauben, daß es Augenblicke gibt, in denen Sie Ihre Seele verkaufen würden, um mich wieder zu betrügen. Sie werden am Besten thun, es nicht zu versuchen. Nun, ich will warten bis es der jungen Dame genehm sein wird. Um fünf Uhr werde ich sie besuchen und ihren Entschluß, wie Sie es nennen, hören."

Und Guibert entfernte sich abermals; er schien nicht in der angenehmsten Laune fortzugehen, schritt die Galerie hinab und schlug hinter sich die Hausthür zu. Er wanderte nicht wie gewöhnlich nach den Hügeln, sondern trat in den Garten hinaus, wo er in nachdenklicher Stimmung mit auf den Rücken gelegten

Händen hin und her wanderte, ohne irgendwo stehen zu bleiben und seiner Gewohnheit nach mit einem scharfen fragenden Blick um sich schaute.

An einer fernen Klosterglocke schlug es fünf; und Punkt Fünf Uhr nach seiner Brequet-Uhr stellte sich Guibert wieder in der Bibliothek ein.

Der Marquis erhob sich ohne ein Wort zu sprechen und ging nach dem Zimmer seiner Tochter voraus. Sie war darauf vorbereitet worden, ihn um diese Stunde zu empfangen.

Ihr Zimmer war mit studirter Nettigkeit und Förmlichkeit geordnet. Die elegante Nachlässigkeit ihres gewöhnlichen Lebens war beseitigt, die Fenster standen alle offen und so hatte das sonst so schattige, kühle und behagliche Zimmer ein kaltes ceremoniöses Aussehen angenommen. Virginie selbst war mit scrupulöser Eleganz gekleidet, ihr Haar nicht mehr lockig und üppig hervorquellend, sondern glatt an ihre Stirn gestrichen. Sie saß am andern Ende des Zimmers auf einem Sopha, als ob sie die Ceremonien erwarte. Therese war mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt im innern Zimmer zu sehen.

Der Marquis öffnete die Thür, wies Guibert hinein, schloß sie und zog sich stumm zurück. Guibert fühlte, wie ihn selbst seine Zuversicht einigermaßen verließ, als er die Thür hinter sich zufallen hörte. Er zog jedoch sein parfümirtes gesticktes Taschentuch heraus, strich sich damit über die Lippen und schritt dann mit

einer Verbeugung, die für eine ungemein höfliche gelten sollte, und einer Miene, der er alles mögliche Einschmeichelnde zu geben beabsichtigte, auf das Sopha, wo die junge Dame saß, zu. Sie stand auf, um ihn zu empfangen, machte ihm einen sehr tiefen Knix und setzte sich dann wieder hin. Er näherte sich dem Sopha und nahm neben ihr Platz. Hierauf war sie nicht ganz vorbereitet und erröthete ein Wenig. Sie erlangte jedoch ihre Fassung bald wieder und überließ ihm stumm und ernst die Einleitung des Gespräches.

„Fräulein von Montalembert,“ begann er, seine Augen auf ihr Gesicht heftend, und sanft in einer, wie er sich schmeichelte, ganz besonders anziehenden Attitüde vorwärts beugend; „ich habe mir die Ehre genommen, Ihnen meine Aufwartung zu machen, um den Ausgang einer Ueberlegung zu erfahren, von der das Glück meines ganzen künftigen Lebens abhängt,“ und hier nahm er eine anbetende Miene an, — „und um zu wissen, ob ich mich für den glücklichsten oder unglücklichsten aller Menschen halten muß. Glauben Sie mir, reizendste junge Dame, es ist mir unmöglich, passende Ausdrücke zu finden, um das Maß der Leidenschaft, welches Sie mir eingeflößt haben, zu beschreiben. Es giebt im Leben Augenblicke, wo das künftige Schicksal unwiderruflich entschieden wird. Wenige Secunden sind hinreichend gewesen, um das meine zu entscheiden. Mein künftiges Glück oder Unglück liegt in Ihrer Hand, Sie liebenswürdigstes Wesen, Ihre Reize —“

Virginie erhob jetzt ihre Augen, die während dieser ganzen Harangue fest auf den Boden geheftet waren, wendete sich ernst zu ihm und sagte:

„Herr Guibert, wenn ich meine so höchst unglückliche Lage recht begreife, so ist Alles dies für mich unnöthig. Sie haben mich in Ihrer Gewalt. Es würde nutzlos sein, einer Person, die nicht mehr über sich selbst verfügen kann, zu schmeicheln.“

Sie richtete ihre Augen mit einer Festigkeit und Strenge, deren sie bisher unfähig geschienen hatte, auf ihn.

„Habe ich meinen Vater recht verstanden, — und ist es wirklich wahr, daß gewisse furchtbare Folgen meinen Entschluß erwarten, daß gewisse furchtbare Strafen mit meinem Ungehorsam verbunden sind, wenn ich es wage, dem Befehl, den er mir heute Morgen gegeben hat, ungehorsam zu sein?“

„Meine Schönste! meine Angebetete!“ begann Guibert.

„Darf ich Sie bitten, Herr Guibert,“ sagte sie etwas hastig, „mich mit solchen Ausdrücken zu verschonen. Es würde eine Menschlichkeit für mich sein. Ich möchte meine Fassung gern bewahren. Ich bitte Sie, mir einfach mitzutheilen, ob das, was mein unglücklicher Vater angedeutet hat, von ihm war, und was er behauptet hat, von Ihnen die Wahrheit, daß Sie ein Geheimniß besitzen, und daß Sie es zu verathen drohen, wenn nicht gewisse Bedingungen erfüllt werden.“

„Meine liebe junge Dame,“ sagte Guibert, „ich will gegen Sie eben so freimüthig sein, wie Sie es gegen mich scheinen. Ihr Vater hat Sie in nichts hintergangen; ich besitze in der That sein Geheimniß — ein Geheimniß, das ihn auf die Galeeren bringen könnte!“ murmelte er vor sich hin — „und ich wünsche seine Tochter zu besitzen,“ schloß er mit einer tiefen Verbeugung.

„Herr Guibert,“ entgegnete sie mit heftiger, aber unterdrückter Bewegung, „Sie können doch nicht so ganz ohne alle Mannhaftigkeit und Ehre sein, wie wollten Sie sich herabwürdigen — wollten Sie ein junges Geschöpf, wie mich, in Bande zwingen, die — verzeihen Sie mir den Ausdruck — ihr Herz verwirft, —“

Sie wollte sagen: „verabscheut,“ aber sie that sich Einhalt.

„— indem Sie einen so unwürdigen Gebrauch von dem machen, was Sie so unwürdig erlangt haben?“

„Oho!“ dachte Guibert, „sind wir schon so weit? — Ich dachte mir doch, daß mein Freund, der Marquis, mich nicht so leicht davon lassen würde. Trefflich geschult, auf meine Ehre! aber nein, mein guter Mann, das ist ein etwas zu altbackner Kunstgriff!“

Hierauf wendete er sich wieder mit der Miene der tiefsten Unterwürfigkeit zu der jungen Dame und fuhr fort:

„Zum Unglück für mich ist mein Herz bei dieser Frage zu unwiderruflich betheiligt, um den Gedanken an eine Alternative zuzulassen. Es ist Ihre eigne Schuld, zu liebenswürdige Virginie, wenn ich mich gezwungen sehe, zu Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, die der unnennbaren Liebe, welche Sie mir eingeflößt haben, so wenig entsprechen, aber —" und er blickte mit einer unbeschreiblichen Selbstgefälligkeit zu Boden — „ich hatte gehofft, und hoffe immer noch, reizendstes Wesen, mein Glück schmeichelhafteren Eingebungen zu verdanken."

„Ich habe Sie bereits gebeten," sagte sie etwas unmuthig, „alle unnützen Ausdrücke aus diesem Gespräche zu verbannen. Ich bin nicht daran gewöhnt. Ich habe aufrichtig mit Ihnen zu sprechen gewünscht. Ich habe weder ein Herz noch eine Hand mehr zu geben — sie sind bereits an einen Andern versagt."

„Dem Teufel sind sie!" rief Guibert aufspringend, „haben Sie gesagt: Ihre Hand?"

„Ich habe mein Wort gegeben," sagte Virginie.

„Kann es möglich sein, kann der schurkische Montalembert Sie insgeheim an einen Mann von seiner verfluchten Aristokratie verheirathet haben!" schrie Guibert, der jetzt in Wuth ausbrach. „Beim Himmel! wenn er es gethan hat, so soll er es bereuen." Hierauf setzte er sich wieder und fragte: „Lassen Sie uns ein für allemal zu einem Verständniß kommen, junge Dame. Sind Sie verheirathet?"

„Nein,“ sagte Virginie leise, „aber mein Wort ist verpfändet und mein Herz dazu.“

Sie erröthete bis an die Schläfe.

„O, ist das Alles?“ sagte Guibert, der jetzt wieder in seine gewohnte leichtfertige Gleichgültigkeit zurücksank; „dann müssen Sie beides zurücknehmen und auf mich übertragen — weiter ist es nichts. — Welch' ein abgenutzter Kunstgriff,“ sagte er zu sich. „Wie kann Montalembert so ein Dummkopf sein, um zu glauben, daß er auf diese Weise mit mir spielen könne. Ei, man könnte bei jedem Antiquar einen bessern Roman als diesen für zehn Sous kaufen. — „Das, was Sie mir mit so bewundernswürdiger Offenheit so eben mitgetheilt haben, meine liebe junge Dame, thut mir unendlich leid,“ fuhr er fort, „und glauben Sie mir, daß ich die ganze Zartheit und Schwierigkeit Ihrer höchst eigenthümlichen Lage fühle, aber erlauben Sie mir zu sagen, daß, da mein Anspruch, wie ich buchstäblich behaupten kann, seit Ihrem dritten Jahre existirt und meine Beständigkeit so groß gewesen ist, daß Sie ihr bei aller Ihrer Abneigung nicht Ihren Beifall versagen können, so gestehe ich, daß ich wirklich nicht eben geneigt bin, Sie einem Andern, dessen Ansprüche weit jünger sind, zu überlassen, oder auf Kosten meines eignen unbeschreiblichen Elends, das Glück dieses liebenswürdigen jungen Mannes, wer er auch sein mag, zu sichern, wenn er überhaupt ein junger Mann und nicht ein Geschöpf der Elemente ist. Wie er in diesem Falle

hierher gekommen sein mag — wenn," zischte er zwischen seinen Zähnen, „wenn Montalembert nicht ein größerer Schurke ist, als ich je von ihm geglaubt habe, — vermag ich mir nicht vorzustellen. Es ist jedoch am besten, kurz und aufrichtig zu sein; ich denke also, kurz und aufrichtig gesagt, auf meinen Ansprüchen zu beharren, und hoffe, da ich so viel gesagt habe, daß Sie ohne mich um weitere Erklärungen zu bemühen, Alles, was diese Behauptung umfaßt, verstehen werden."

Virginie wurde sehr bleich.

„Es ist unmöglich, daß ein Mann so grausam sein kann."

„Nicht im Mindesten, meine Zauberin. Die Frauen sind ganz ebenso grausam, und es ist die größte Grausamkeit von Ihnen, daß Sie mich zwingen, meinen Antrag auf diese unangenehme Weise zu unterstützen.

„Was würden Sie thun," sagte sie hastig, „wenn ich mich weigere?"

„Thun!" rief er leidenschaftlich, „nun, weiter nichts als was recht ist, und einfach Ihren Vater in ganz Frankreich als doppelzüngigen Schurken, der er ist, bekannt machen. Ich weiß genug von ihm, um alle künftigen Generationen seines Namens zu verdammen, und beim Himmel, ich werde es thun!" rief er bitter. „Ich glaube nichts von allem diesen Unsinn, junge Dame. Es ist ein schurkischer Kunstgriff von ihm, seinem Versprechen dadurch auszuweichen, daß er auf mein Mitleid wirkt. Er weiß, daß ich ein guter,

weichherziger Narr bin, und ich kenne ihn von Alters her, ich bin auf alles dies vorbereitet hierhergekommen. Ich hatte mein Herz dagegen gestählt. Ich erwartete, daß Sie niederknieen und in Ohnmacht fallen und weinen würden. Ich wußte, daß man Ihnen Ihre Rolle lehren würde, und nur —" er erhob sich vom Grimm völlig weiß gefärbt und stampfte auf den Boden, — „um Montalemberts verfluchten Stolz auf Kosten seines Wortes, seiner Treue, seiner Ehre — aber er hat keine Ehre — zu retten. Ich will mein Leben darauf verwetten, daß dieser Liebhaber, wenn ein Liebhaber vorhanden sein sollte, einer von ihren verdammten hochmüthigen Edelleuten, vielleicht ein historischer Name ist, der allein würdig wäre, sich mit der Erbin des ehrenwerthen Hauses Montalembert zu verbinden. Mein Fräulein, ich bin Mann gegen Mann, so gut wie der Beste von ihnen, und ich habe keine Lust, Sie aufzugeben und die Erbin eines von den schönsten Grundbesitzthümern zu verlieren, um Ihren Vater in seiner lächerlichen Anmaßung zu bestärken. Mein Name ist, wie es scheint, nicht gut genug für ihn! aber seien Sie überzeugt, daß ich den Namen, der zu edel ist, um mit dem meinen verbunden zu werden, mit Füßen treten, ihn durch den Koth schleppen werde, bis er erröthet, wenn er ihn hört. Er soll Grund erhalten, den ehrlichen Namen Guiberts zu beneiden. Soll ich das als Ihre Antwort aufnehmen, Fräulein.

Virginie zitterte jetzt an allen Gliedern.

„Nein Herr Guibert," sagte sie endlich, „wenn dies wirklich die Alternative ist, so gebe ich nach; aber welche Versicherung kann ich haben, daß das Geheimniß meines Vaters sicher sein wird, — selbst wenn ich — wenn —"

„Das ist ein schlechter Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt," sagte er kurz. „Sie denken doch nicht, daß ich so ein Narr bin, meinen eignen Schwiegervater an den Pranger zu bringen. Uebrigens habe ich noch etwas Ehre, wenn auch er keine hat. Ich bin kein Schurke! — Aber es ist genug, schöne anbetungswürdige Virginie, Sie geben nach — Sie sind mein! Es fehlt mir an Worten, um meine Dankbarkeit auszudrücken. Mein ganzes Leben soll darauf verwendet werden, diese Güte zu vergelten. Es soll der einzige Zweck meiner Existenz sein, Sie glücklich zu machen."

„Mein Glück, Herr Guibert," sagte sie, indem sie aufstand und ihre von ihm ergriffene Hand frei machte, „mein Glück wird in dem Grabe sein, wo so viele menschliche Hoffnungen begraben liegen. Ich beabsichtige weder, noch wünsche ich, Sie zu täuschen. Ich biete Ihnen meine Hand und damit meine Güter als Opfer zur Rettung meines unglücklichen Vaters an. Mehr biete ich nicht, mehr kann und will ich nicht geben! Mehr würde ich nicht verleihen, wenn ich es auch könnte. Dieses Gespräch muß hier enden, Herr Guibert. — Therese!"

Sie versuchte sich aufrecht zu erhalten, aber vergebens; es schwindelte ihr, sie schwankte noch bis an die Flügelthür, sank dort vorwärts und wurde von den ausgestreckten Armen Theresens aufgefangen.

Die Thür wurde schnell geschlossen und Guibert blieb allein. Er wanderte mit einer weniger ruhigen und behaglichen Miene als gewöhnlich im Zimmer auf und ab. Es schien ihn etwas Bedeutendes außer Fassung zu bringen.

„Ein abgenutzter Kunstgriff,“ wiederholte er. „Pah, welch' ein armseliger, abgenutzter Kunstgriff!“

Aber es schimmerte etwas in seinem Auge. Er hatte ein sonderbares Gefühl — er konnte nicht begreifen, was es sein möchte. Er summte jedoch eine Opernmelodie und verließ das Zimmer.

Beim Essen erschien nur der Marquis. Als sich die Dienerschaft zurückgezogen hatte, entschuldigte er die Abwesenheit seiner Tochter.

„Ich hoffe,“ antwortete Guibert, „daß man mir das bei dergleichen Anlässen gewöhnliche Recht gestatten und mir erlauben wird, mich mit Fräulein von Montalembert in Gegenwart eines beiderseitigen Freundes, oder einer Freundin, — zum Beispiel jener kleinen schwarzen Dame — zu unterhalten. Es geht nicht an, ein Versprechen für das Ohr zu halten und für den Geist zu brechen, mein sehr ehrenwerther Freund.“

„Es wird nicht versucht werden, Herr Guibert.“

---

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Zum erstenmale in seinem Leben stand der Vater am Lager der Tochter. Er hielt eine Lampe in der Hand; er war in ihr Empfangzimmer getreten, die Thür stand offen, er war in das Schlafzimmer vorgedrungen. Die blauen Vorhänge waren von dem Bett zurückgeschlagen, wie um die Luft zuzulassen, und in dem Zimmer war die Unordnung sichtbar, welche eine plötzlich eingetretene Krankheit und eilig angewendete Gegenmittel verrieth. Aber das Bett war geglättet und sie lag mit gerötheter Wange, unordentlich verwirrtem Haar, mit fest in die Theresens gedrückter Hand auf ihrem Kissen.

Therese erhob ihre Finger bei dem leisen Geräusch, welches der Marquis beim Eintreten machte, blickte auf das Bett und dann auf das Licht. Sie schlief. Er setzte seine Leuchte nieder, kam herein und blieb bei ihr stehen, und blickte lange und stumm auf sie, dann beugte er sich hinab, küßte sie auf die Stirn

und große Thränen fielen zuerst langsam und tropfenweise, dann in Güssen und dann in Strömen, und der unglückliche Vater vergrub sein Gesicht in das Bett und erstickte seine Seufzer so gut er konnte.

Therese war gerührt.

„O Herr," sagte sie, indem sie die Hand, welche sie in der ihren hielt, sanft auf das Bett legte, leise aufstand und sich ihm näherte, „o Herr, ich bemitleide Sie."

„Dann laß mich mit ihr allein!" sagte er.

Therese gehorchte und trat schweigend in das anstoßende Zimmer.

„O du dunkle und furchtbare Macht der ewigen Gerechtigkeit," begann er, „die ich in meiner Jugend vergessen, in meinem Mannesalter geleugnet habe — mächtiger Richter! — furchtbarer Richter! Du hast mich endlich heimgesucht, hast meine Grausamkeit und meinen Stolz bestraft. Ich demüthige mich vor dir, ich küsse die strafende Ruthe. Laß mich untergehen, aber ach! laß auf mich allein, auf mich allein dein Urtheil fallen! Mein Kind! rette mein Kind! o Kind! o Kind! schönes und unschuldiges Kind! Ist dies also Dein Schicksal!"

Sie erwachte. Sie schrak bestürzt auf.

„Mein Vater!"

Sie sah sein von Thränen entstelltes Gesicht, sie sprang auf und fiel ihm um den Hals.

„Vater! trösten Sie Sich, weinen Sie nicht so! ich werde versuchen glücklich zu sein — es wird schon gehen — Sie werden gerettet, mein Vater! der Himmel wird für mich sorgen. O Vater, ich kann Alles thun, beruhigen Sie Sich nur!“ und sie versuchte ihn durch die zartesten Liebkosungen zu beschwichtigen.

„Kind! Kind!“ war das Einzige, was er aussprechen konnte, als er sich auf ihr Bett niedersetzte, denn er vermochte nicht länger zu stehen.

Sie war durch die Vernichtung des Mannes, den sie bisher immer nur so kalt, so fremd, so streng gesehen hatte, in tiefster Seele gerührt. Wenn irgend etwas sie hätte trösten können, so würde sie getröstet gewesen sein; aber es war nicht der Verlust des Einen, es war der Besitz des Andern, was sie so tief betrübte.

Guibert erhielt die Erlaubniß jeden Morgen seine Aufwartung zu machen, wobei Therese an ihrem gewöhnlichen Posten, dem Stickrahmen an der offenen Flügelthür blieb. Er kam, um abgenutzte Ausdrücke der Galanterie und Schmeichelei zu wiederholen, und seine Pflicht zu erfüllen, wie es einem Manne von Gefühl, als den er sich betrachtete, zukam, indem er ihr alle die Schmeicheleien und Complimente anbot, von welchen Viele glauben, daß sie jedes bei dergleichen Anlässen als seinen Tribut verlangt.

Dies waren Augenblicke einer wahren Tortur für die unglückliche Virginie. Sie hatte sich auf das große Opfer vorbereitet, sie hatte geglaubt, daß die Bitterkeit des Todes vorüber sei, als der Brief, welcher sie von ihrem Geliebten trennte, abgesendet war; aber diese Details, diese täglich wiederkehrenden Stunden unüberwindlichen Widerwillens, diese Anstrengungen die Gegenwart des Mannes zu ertragen, der ihr künftiger Gatte sein, mit dem sie ihr Leben zubringen sollte!

Sie war wie todt, wenn Therese sie nach Guiberts Entfernung in ihre Arme auffing. Sie weinte selten, sie klagte nie. Sie verstanden einander vollkommen. Sie legte ihren Kopf auf die Brust ihrer Freundin und lag stundenlang völlig betäubt da.

Wir müssen zu Theresens Lobe bemerken, daß, sobald sie von der Unvermeidlichkeit des Schicksals Virginiens überzeugt war, sich ruhig in die Entscheidung gefügt und sich enthalten hatte, sie durch Vorstellungen oder Einwendungen zu ermüden. Von diesem Augenblicke an, hatte sie sich blos der Aufgabe geweiht, die schweren Stunden der Pein, welche ihre unglückliche Herrin erlitt, zu erleichtern. Weit entfernt von dem Versuche, jetzt ihre Entschlossenheit zu schwächen und eben so eifersüchtig für die Tugend und Ehre Virginiens bedacht, als es Virginie nur irgend für sich selbst sein konnte, vermied sie sorgfältig selbst den Namen Victors zu erwähnen, versuchte nie auch nur in den

entferntesten Verkehr mit ihm zu treten, und enthielt sich selbst des Ausgehens, um ihm nicht zu begegnen und sich etwa durch seine drängenden Fragen eine Andeutung entlocken zu lassen, die das ihr allein vertraute Geheimniß verrathen konnte.

So aufgebracht sie nur zu oft gegen den Marquis gewesen war, so wünschte sie doch eben so eifrig seinen Ruf fleckenlos zu erhalten, wie es sein Kind nur immer konnte. Sie hatte nur einen einzigen Brief geschrieben, um durch ihre Versicherung die Nothwendigkeit einer ewigen Trennung zu bestätigen und Victor zu bitten, sich in diese Nothwendigkeit zu fügen, ohne den allgemeinen Schmerz durch nutzlose Zudringlichkeiten zu vermehren. Sie hatte ihn beschworen, wenn er einigen Werth auf den guten Ruf d s Fräuleins von Montalembert lege, sich jeder Annäherung an das Schloß zu enthalten, und ihm, kurz gesagt, empfohlen, die Gegend zu verlassen.

Victor fand es aber in seinem Aerger, seiner Rathlosigkeit, getäuschter Hoffnungen und seinem Elend unmöglich, der letzteren Eingebung zu entsprechen. Er blieb in seiner alten Wohnung, verwendete seine Zeit auf trübselige Wanderungen über die Hügel oder auf seiner Lieblingswiese umher, oder lag wohl stundenlang unter den Ulmen, wo er zuerst jene von mehr als irdischer Schönheit strahlende Gestalt erblickt hatte.

Er hing viel zu innig und vertrauensvoll an Virginien, um den Gedanken an eine ewige Trennung er=

tragen zu können. Er kannte die Strenge der französischen Ansichten in Bezug auf das Benehmen unserer unverheiratheten Damen nur zu gut, um weitere Versuche, sich ihrer zu versichern, zu wagen.

In diesem Geisteszustande war es sein einziger Trost, mit Bernard spazieren zu gehen und zu sprechen, da dieser wohl etwas ernster und zurückhaltender als früher, aber doch nicht weniger geduldig in seinen Bemühungen war, die Leiden Anderer zu lindern und mit Theilnahme auf seine endlosen Erzählungen hörte, dagegen aber beständig den Ausdruck seiner Ueberzeugung wiederholte, daß Leichtfertigkeit, Lüge und Unbeständigkeit dem Fräulein von Montalembert gleich unmöglich seien und daher die Zeit, die große Aufklärung aller Ereignisse, auch das Räthsel ihres Benehmens lösen und vollkommen rechtfertigen würde. Victor hielt sich daher immer noch in der Nähe des Zauberkreises auf und hoffte wenigstens Theresen zu sehen, aber es erschien keine Therese.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Etwas mehr als eine Woche war jetzt verflossen und es schien in fast unbemerklichen Abstufungen eine Veränderung in der Lage des unglücklichen Fräuleins von Montalembert eingetreten zu sein. Die vorlaute Vertraulichkeit und widerliche Schmeichelei der ersten Bewerbungen Guiberts hatten sich allmählig in einen ruhigen, ernsten, respectvollen Ton verwandelt — einen Ton, der unter andern Umständen zu der Annahme geführt haben würde, daß er beinahe Theilnahme für die Gefühle seines unglücklichen Opfers hege. Sie dagegen hatte sich, da es ihr mißlungen war, das erste Mal sein Mitleid zu erregen, jedes neuen Versuches dazu auf das Scrupulöseste zu enthalten geschienen. Sein Benehmen bei ihrer ersten Zusammenkunft hatte sie nur zu deutlich überzeugt, daß solche Versuche mehr als nutzlos sein mußten und nur dazu dienen konnten, ihren Vater und sie noch weiter herabzuwürdigen. Seit

sie durch diese Veränderung in seiner Gesprächsweise jedoch von dem ihr verhaßteren Theile der Bewerbung Guiberts erlöst war, versuchte sie, sich so zu benehmen, um die Fortdauer derselben zu sichern. Sie strengte sich an, während der anderthalben Stunde, die sie in seiner Gesellschaft zubrachte, über allgemeine Gegenstände mit ihm zu reden. Sie gestattete ihm, ihre Zeichnungen durchzugehen und zu loben, in ihren Büchern zu blättern und sie zu kritisiren, nach seiner Weise von Kunst und Literatur (Gegenstände, die er, beiläufig erwähnt, sehr gut behandelte) sehr gut zu sprechen. Sie rang, eine gewisse entfernt bleibende Achtung in ihrem Wesen zu bewahren, ohne Furcht oder Unhöflichkeit irgend einer Art zu verrathen.

Sie hustete oft und auf ihren Wangen begann eine sehr helle Röthe aufzuflackern.

Guibert sah stets sehr unruhig aus, wenn sie hustete und mitunter beobachtete er jenes schwache Flackern auf der Wange mit Blicken der tiefsten Theilnahme. Sein Wesen wurde immer gütiger und herzlicher und weniger von Complimenten durchwirkt.

Eines Tages wanderte Guibert über die Hügel und kam an ein sehr hübsches Dörfchen, welches sich ein schmales Thal entlang hinzog. In der Mitte dieses Thales befand sich eine von Bäumen umgebene Wiese, durch die ein schmaler krystallheller Bach lief und zu der man durch eine hohe, aber gebrechliche Thür von Weidengeflecht eintrat.

Wir kennen das Dorf und das Thal und die Wiese und Thür von Flechtwerk.

Guibert blieb, von der Schönheit des Plätzchens bezaubert, stehen, um es zu betrachten und zu bewundern, öffnete die Thür und wollte auf die Wiese treten. Ein junger Mann sprang, als er dies that, von einer Bank unter einigen Bäumen, wo er halb gesessen und halb gelegen hatte, auf, blickte unmuthig nach dem Eindringling, zog seinen Hut über eines von den hübschesten und einnehmendsten Gesichtern der Erde, schritt hastig an ihm vorüber und verließ die Wiese gerade als er hereinkam. Es war für Guibert offenbar, daß der junge Mann eine sehr elegante Person und ein Mann von Welt sein müsse, obgleich die Nachlässigkeit seiner Kleidung und die allgemeine Unordnung seines ganzen Aeußern diesen Solchen, die weniger gewohnt waren, unter die Oberfläche der Dinge zu blicken, verhehlt haben würde. Guibert schrak, als er an ihm vorüberkam, zusammen und heftete einen ernsten überraschenden Blick auf sein Gesicht. De Vermont schien ihn aber nicht zu bemerken. Er entfernte sich durch den schmalen, schattigen Heckenweg und Jener beobachtete ihn, bis er verschwand.

Ein kleines barfüßiges, dunkeläugiges Mädchen von zwölf Jahren in einem rothen Röckchen und dunkelblauen Mieder stand am Ufer des die Wiese durchschneidenden Baches und blickte in denselben hinab. Guibert trat zu ihr. Sie wendete sich, als er näher kam, um,

erhob ihren runden, gebräunten Arm, um ihr Gesicht vor den blendenden Sonnenstrahlen zu beschützen, und heftete ein paar hellglänzende forschende schwarze Augen auf ihn.

„Nun, mein hübsches Mädchen," begann Guibert, „was thust Du hier?"

„Ich passe auf, ob ich keine Krebse sehe."

„Giebt es viele in diesem Wasser?"

„Nicht viele; aber mein Vater möchte ein paar für den jungen Herrn zum Abendbrod fangen."

„Für welchen jungen Herrn?"

„O, er wird wohl auf der Bank sein. „Nein," sagte sie, indem sie sich umwendete, „er ist fort. Haben Sie ihn nicht gesehen?"

„Ich bin, als ich herein kam, einem jungen Herrn begegnet. Ist er ein Freund von Dir?"

„Nein Herr, ein Freund meines Vaters," antwortete sie mit der frühreifen Sprödigkeit eines zwölfjährigen französischen Mädchens. „Woher sollte er ein Freund von mir sein?"

„Nun, ich wüßte nicht warum. Aber was thut er hier? Er ist doch ein Herr!"

„Ein Herr," sagte sie verächtlich, „das glaube ich wohl, er ist mehr als ein Herr. Der Vater sagt, er wolle darauf schwören, daß er ein Edelmann wäre, und das will ich auch."

„Oho! das klingt sehr groß. Wo wohnt er denn?"

„O, er wohnt jetzt bei meinem Vater."

„Bei Deinem Vater! und weshalb?“

„O Herr, das kann ich schon errathen,“ sagte sie mit einem schlauen Blicke.

„Pah, Du kannst nichts errathen!“

„Nicht! — ich glaube aber doch.“

„Ich möchte wetten, daß Du nichts von der Sache weißt — als ob er Dir es sagen würde.“

„Als ob ich ihn fragen würde. Habe ich nicht die kleine Therese in dem schwarzen Rocke und dem rothen Tuche gesehen? Ich habe sie gut genug gekannt. In dieser Gegend trägt man keine solchen Dinge. Ja, sie ist manches liebe Mal hier gewesen. Sie pflegte hier wohl niemals viel zu sprechen. Sie kamen unten im Heckenwege zusammen, aber ich habe sie ausgespürt und einmal war die junge Dame selbst dabei. Ich habe sie gesehen. Die Drei gingen eine lange Weile unter den Bäumen umher. Sie glaubten, daß ich sie nicht sehen würde, aber man hat Augen. Ich weiß aber nicht, was vorgefallen sein muß. Jetzt ist es vierzehn Tage her und ich habe seitdem weder die junge Dame, noch Theresen, noch einen Brief, noch einen Boten, noch irgend etwas gesehen und er ist die ganze Zeit über dem Schlosse nie zu nahe gekommen, sondern hat sich hier allein umhergetrieben, oder mit Herrn Bernard Spaziergänge gemacht und gesprochen und so betrübt ausgesehen. O, das ist eine sehr thörichte, oder sehr böse junge Dame, die einem Liebhaber so das

Herz brechen kann; vielleicht aber ist nur ihr Vater daran Schuld."

„Sie sind also zusammen spazieren gegangen?"

„Immer mit Theresen, Herr. Sie wissen ja, daß der alte Marquis sie wie eine Gefangene hält; aber Therese hat sie einmal zum Hochzeitstanze hergebracht und da hat er sie gesehen und da haben sie sich in einander verliebt, aber der meint, daß Therese recht gut gewußt hat, wer er war — ich meine den Herrn."

„Und wer war er?"

„Der Vater weiß es, oder denkt es sich, aber ich nicht."

„O pah! Du weißt es recht gut, und Du wirst es mir sagen."

Und hiermit steckte er ihr ein Fünffrankenstück in die Hand.

„O Herr, er nennt sich hier Constant, aber dies ist nicht sein wahrer Name. Dies ist sein wahrer Name hier!" und sie zeigte ihm ein Stückchen Papier, welches sie bisher sorgfältig in ihrem Mieder verborgen hatte. „Das ist sein wahrer Name — der Graf von Vermont!" sagte sie, indem sie würdevoll den Kopf aufwarf; „und dies ist sein großes schönes Petschaft. Ich habe es einmal gestohlen, als er sein Zimmer in Ordnung brachte. Sagen Sie nicht, daß ich es habe."

Guibert las den Namen zweimal, betrachtete das Petschaft, steckte es in seine Tasche, blickte ein paar

Mal in den Bach, als ob er Krebse suchen wolle und blieb dann eine Zeitlang nachdenklich am Ufer stehen; endlich sagte er:

„Er ist also ein netter junger Mann.

„O Herr, wir lieben ihn Alle; er ist so gutmüthig und freigebig, und er hat keinen Stolz oder andern Unsinn an sich, wie der Vater sagt, — und freundliche Worte und lustige Scherze für Groß und Klein, Geld für die, welche es brauchen, und gute Launen genug für die, welche es nicht nöthig haben.“

„Sein Vater,“ murmelte Guibert, „war mehr als dies. Sein Vater war ein Mann von Genie und Tugend. Ich hatte vergessen, daß die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden müssen!“

Er sagte weiter nichts, sondern wendete sich um und wanderte einsam nach Hause, wobei er mit seinem Stocke nach dem wilden Farrenkraut und Dornenranken, die über seinem Weg hingen, schlug, oder die Kiesel des Weges in tiefen, wiewohl nicht unerfreulichen Gedanken vor sich hinstieß.

Als er im Schlosse ankam, schlug die Stunde seines gewohnten Besuches bei Virginie. Er legte seinen Hut nieder, ordnete sein Haar ein Wenig und ging zu ihr hinab.

Sie saß auf der gewohnten Stelle in ihrem Lehnstuhle, sah aber so blaß und entkräftet aus, daß man

deutlich bemerken mußte, wie alle ihre Versuche Muth zu heucheln und ihre zunehmende Schwäche zu verbergen, wirkungslos wurden. Auch ihre Augen waren geröthet. Dies war das erste Mal, daß er diese Zeichen des Nachhängens eines geheimen Schmerzes bemerkt hatte, und er schien um so mehr davon gerührt zu werden, als man offenbar nicht die Absicht hatte, sein Mitleid in Anspruch zu nehmen, denn er konnte bemerken, daß die Augenlieder gebadet worden waren, um die vor Kurzem vergossenen Thränen nicht sehen zu lassen.

„Mein liebes Fräulein von Montalembert," sagte er indem er jetzt mit der Miene eines liebevollen Bruders, oder vielmehr Onkels — ein Benehmen, zu welchem er in der letzten Zeit allmälig übergegangen war — zu ihr trat; „warum bleiben Sie so in Ihrem Zimmer eingekerkert? Der Mangel an frischer Luft und Bewegung wird wirklich Ihrer Gesundheit schaden. Erlauben Sie mir, Sie zu überreden, um meinetwillen ein Wenig auszugehen."

Sie erhob sich von ihrem Sitze, aber der Athem ging ihr aus und sie mußte sich von Neuem niederlassen.

„Ich bin heute nicht ganz wohl," sagte sie; „morgen werde ich es versuchen."

„Wollen Sie mir erlauben, Ihren Puls zu fühlen?" fragte er mit freundschaftlicher fast achtungs-

voller Theilnahme, welche er in der letzten Zeit angenommen hatte. „Ich bin ein Stück von einem Arzte. Erlauben Sie mir Ihnen zu verschreiben."

Sie hielt ihm ihren Arm hin. Er sah, als er ihn wieder los ließ, sehr bestürzt aus, stand auf und ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Hierauf begab er sich wieder an seinen Platz und sagte mit seiner gewohnten Offenheit.

„Und Sie haben wirklich die Güte und die Tugend und die Selbstbeherrschung besessen, ihn nicht ein einziges Mal wieder zu sehen, nachdem Sie sich mir versprochen hatten?"

„Haben Sie daran zweifeln können?" sagte Virginie erstaunt.

„Und Sie haben keine Krankheit affektirt, um auf mein Mitleid zu wirken, Sie haben keine Scene gemacht, um meine Theilnahme zu erregen?

„Ich hatte gefunden, daß es unmöglich war, auf Ihr Mitleid zu wirken," sagte sie ernst und kalt. „Ich wollte meinem Vater durch vergebliche Kämpfe gegen das Unvermeidliche keine Schande machen. Was ich um seinetwillen thue, will ich mich bemühen, nicht unwürdig zu thun!" schloß sie mit Gefühl.

„Ihr Vater verdient diese schönen Entschlüsse wahrhaftig nicht!" sagte er mürrisch.

„Er ist mein Vater, Herr Guibert. Ich bitte Sie, seinen Namen in Gegenwart seiner Tochter zu achten.“

„Ich würde ein Ungeheuer sein, wenn ich es einer so süßen, guten, vernünftigen Tochter, wie Sie, gegenüber nicht thäte!“ sagte Guibert; ich gestehe, daß Sie für mich viel, viel zu gut sind.“

---

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es waren seit diesem Gespräch drei Tage vergangen, ohne daß dem Anscheine nach eine besondere Veränderung in der Lage der verschiedenen Theile eingetreten war. Guibert setzte seine Spaziergänge fort und der Marquis blieb fast beständig in seinen Gemächern.

Und doch war in der That eine traurige Veränderung eingetreten. Sie entsprang der schnell zunehmenden Schwäche Virginiens. Der kurze Husten stellte sich häufiger ein, die hektische Röthe auf ihren Wangen wurde stärker, ihre schönen Hände zehrten ab und nahmen eine wachsartige Durchsichtigkeit an, während an ihrer Stirn schwere Thautropfen hingen. Sie versuchte, im Garten spazieren zu gehen, um Guibert gefällig zu sein, oder vielmehr seine theilnehmenden Bitten zum Schweigen zu bringen, aber die Luft vermochte sie nicht zum Bleiben. Sie versuchte zu essen, zu ruhen, zu lächeln, um die quälende Furcht Theresens zu be-

schwichtigen, aber es ging nicht, das ganze Herz verweigerte seinen Dienst. Die Quellen des Lebens waren vergiftet.

Es würde vergeblich sein, wenn wir versuchen wollten, den Schmerz der sie anbetenden Therese über diesen Ausgang ihrer Hoffnungen, — diesen plötzlichen Schiffbruch alles Dessen, was sie so eifrig gepflegt hatte, zu schildern. Die finstern Stunden der Nacht vergingen ihr in schlafloser Angst, das schnelle Klopfen ihres Herzens wurde von dem Entsetzen gehemmt, wenn sie den Kopf von ihrem Lager erhob und, auf ihrem Arme ruhend, den kurzen hohlen Husten, der von Virginien herüber schallte, vernahm, während sie jeden Morgen ungeduldig zu ihrer jungen Herrin eilte, um nur die neuen Verwüstungen zu erblicken, welche eine weitere Folge von ruhelosen und fieberischen Stunden an der geliebten Gestalt hervorgebracht hatten.

Aber selbst Theresens Schmerz war im Vergleich zu den Qualen, welche der unglückliche Montalembert erduldete, nur ein schwacher. Seine Verirrungen waren groß, sein Benehmen war hart und tyrannisch gewesen, aber die Empfindungen seines Herzens waren, wenn auch irre geleitet, doch stark und die Qualen seiner Gedanken lassen sich nur mit den entsetzlichen verborgenen Feuern vergleichen, die uns von einer mächtigern Hand als das Herz der Gottlosen mit stillen Foltern verzehren, gemalt worden sind. In der Gegenwart seiner Tochter unterdrückte und bemeisterte er seine Ge-

fühle, aber seine Nächte wurden in allen Qualen der Verzweiflung zugebracht.

Guibert selbst schien sich nur um wenig wohler zu fühlen, als die Uebrigen im Schlosse Versammelten. Er sagte zwar nichts, aber er war unermüdlicher als je in seinen Spaziergängen und seine Besuche bei Fräulein von Montalembert waren kurz und befriedigend.

Es war drei bis vier Tage nach dem Gespräch mit dem Mädchen am Bache, als man Guibert ungeduldig auf die Ankunft des alten Mannes, welcher die Stelle eines Postboten bekleidete, warten und begierig nach einem Briefe fragen sah, den er zu erwarten schien, worauf er sich hastig in den entlegensten Gang des Gartens zurückzog und eben so begierig seinen Inhalt verschlang.

Es wird kaum nöthig sein zu sagen, daß der so ungeduldig erwartete Brief die Antwort auf einen andern war, welchen er sogleich nach seinem ersten Gespräche mit der kleinen Tochter Pierres an einen Vertrauten nach Paris geschrieben, und worin er ihm den Auftrag gegeben hatte, auf das Sorgfältigste die Nachrichten, welche er so erhalten hätte, zu prüfen — zuerst zu ermitteln, ob der junge Mann, welchen er gesehen, der wahre Graf Victor von Vermont sei, und wenn dies der Fall wäre, ob das Benehmen und der Ruf des jungen Mannes seinem einnehmenden Gesicht und Aeußern entspräche.

Sobald Guibert den Brief zum zweiten Male aufmerksam durchgelesen hatte, steckte er ihn mit sehr zufriedener Miene in seine Tasche, öffnete dann, ohne wieder in das Schloß zu treten, die äußere Gartenthür und wanderte nach dem Dorfe, worin Pierre wohnte, hinab. Er schien dies dem Anscheine nach ohne weitere Absicht zu thun, als die, sich die Zeit zu vertreiben, bis die Stunde seines gewöhnlichen Besuches bei Fräulein von Montalembert kommen würde. Er wanderte mit seiner gewöhnlichen nachlässig schlendernden Weise dahin, als ob er von keinem bestimmten Zwecke getrieben werde, aber er schien in Gedanken versunken zu sein und blickte nicht wie gewöhnlich um sich.

Als er den Heckenweg hinaufkam, begegnete er den beiden jungen Männern, de Vermont und Bernard. Guibert redete sie an und ersuchte sie sehr höflich, ihm den nächsten Weg nach dem Schlosse Montalembert zu zeigen, indem er sagte, daß er sich verirrt habe, und da er in der Gegend fremd sei, nicht wisse, wohin er sich wenden solle.

Die jungen Männer schraken bei diesen Worten zusammen und de Vermont wurde sehr bleich, Bernard gab ihm die nöthige Auskunft, während welcher Guibert seine Augen auf de Vermonts Gesicht geheftet hielt. De Vermont sah unbehaglich aus und zeigte durch ein etwas hochmüthiges Aufwerfen des Kopfes, daß er keinen besondern Gefallen an der Forschung fand, aber Guibert schien sich wenig um seine Unzufriedenheit zu

kümmern und fuhr in seiner Betrachtung fort, wobei seine Züge den Ausdruck tiefer wehmüthiger Theilnahme erhielten. Nachdem er seine Weisungen erhalten hatte, wendete er sich ab.

„Aehnlich, aber doch weniger großartig schön!“ sagte oder dachte vielmehr Guibert bei sich. „Jener edelste aller Ausdrücke! jene Miene der Wahrheit der Ehre und der unvergleichlichen Güte und Intelligenz! Es ist indessen Manches da, was mir gefällt. Ein freimüthiges, offenes Gesicht, kein vom Laster getrübtes Auge, Einfachheit, Wärme und Verstand!“

Dies war Alles, was jetzt vorfiel.

De Vermont und Bernard setzten ihren Spaziergang fort und Guibert kehrte immer noch nachdenklich nach dem Schlosse zurück.

Als er nach Hause kam, war die Stunde gekommen, zu welcher er Virginien täglich zu besuchen pflegte. Er ging hinauf, klopfte wie immer zwei Mal an die Thür und trat dann ohne weitere Umstände ein.

Sie lag, von den Armen Theresens gestützt, auf dem Sopha; sie machte, als er in das Zimmer trat einen schwachen Versuch sich zu erheben, um ihn auf ihre gewöhnliche Weise zu empfangen, aber sie konnte es nicht. Die Anstrengung ging über ihre Kräfte, sie sank zurück und schloß die Augen.

„Ich glaube,“ sagte sie schwach, „daß Sie mich heute entschuldigen müssen.“

Therese wendete den Kopf ab, Guibert trat hastig an ihr Lager.

„Drei Tage! — welche Verwüstungen die drei Tage angerichtet haben! Gerechter Himmel, Sie sind doch wirklich nicht so schwach? Versuchen Sie wohler zu werden, gute, hübsche Virginie. Sie lieben ihn also so wahrhaft. Nun nun, erheitern Sie sich erheitern Sie sich! er ist ein guter Mensch. Fräulein von Montalembert, er ist der Sohn des besten und edelsten Mannes, der je den Degen getragen hat. Ja, wenn alle unsere feine Aristokratie gewesen wäre, wie Charles **de Vermont**, so würden wir nicht durch Meere von Blut gewadet sein, um sie zu stürzen. Er war ein Ehrenmann! ich habe ihn gut gekannt. Sein Sohn kommt ihm nicht gleich, wer könnte das auch? — aber er ist ein guter Bursche und ein hübscher Bursche. Sie haben gut gewählt, kleine Therese, Sie haben gut gewählt. Ich denke besser von Ihnen, seit ich dies weiß. Sie haben sich nicht dem ersten Abentheuer auf den Sie gestoßen sind, an den Kopf geworfen; nein, nein, Sie wußten, was Sie thaten, aber warum im Namen alles Guten, haben Sie nicht Himmel und Erde bewegt, um Sie vor dem schuftigen alten Guibert zu retten?“

Es ist unmöglich das Gesicht Virginiens bei diesen seltsamen Worten, die schnelle Abwechslung von Erstaunen, Schmerz, Hoffnung, Freude, das weit geöffnete Auge, die rosigen Wolken, welche einander

über ihre Züge verfolgten, die leichenartigen Zwischenräume von blutloser Blässe zu beschreiben.

„Ich bin zu ungeschickt und rauh für Sie, Sie liebes, bewunderswürdiges Geschöpf!“ rief Guibert, indem er sie zärtlich anblickte; verzeihen Sie mir, ich hatte Sie nicht gekannt. Ich kenne Sie jetzt. Hatten Sie gedacht, daß ich es thun würde oder könne! — Nein, nein, ich bin kein Ungeheuer! Bei einer von den feinen, eingebildeten Pariser Damen hätte ich wohl einen Pflock vorstecken können, aber gütiger Himmel! einen Engel wie Sie in die Hölle zu stecken!“

Virginiens Herz klopfte jetzt hörbar und schnell — klopfte, als ob es ihre Brust zersprengen wollte, während sich die ersten schwachaufbrechenden Strahlen der Freude und Hoffnung durch die sie bedrückende dichte Finsterniß kämpften.

„Ist es möglich?“ rief sie schwach, sank auf ihre Knie nieder und streckte ihre gefalteten Hände flehend nach ihm aus. „Sie wollen!“

„Ich will!“ sagte Guibert; „möge Sie Gott segnen!“

Und er beugte sich nieder und drückte ihr den ersten und letzten Kuß auf die Stirn, aber sie war ohnmächtig geworden. Er erhob sie gleich einem Vater, bemühte sich geschäftig, sie wieder zu sich zu bringen und bot alle seine Rüstigkeit und Geistesgegenwart auf, um ihr Hülfe zu leisten.

Als sie wieder Spuren eines zurückkehrenden Bewußtseins zu zeigen begann, sagte Therese, die eben so offenherzig war wie er:

„Sie kommt wieder zu sich, und wenn Sie sie darin getäuscht haben, so sind Sie das schändlichste Ungeheuer, das je das Angesicht der Erde verfinstert hat.“

„Großen Dank!“ sagte er, „ich hör' gern ein offenes Wort, aber davon jetzt genug. Ich will dies Mal nicht länger bleiben, um sie aufzuregen; tragen Sie Sorge für sie und sagen Sie ihr, wenn sie wieder wohl wird — Sie verdienen die Freude, Sie gutes kleines Ding — sagen Sie ihr, daß ich fort gegangen sei, um ihr ihren hübschen Liebhaber zu holen. Aber ich fürchte, daß er dem alten Marquis als Schwiegersohn um nicht viel lieber sein wird, wie ich. Ei, Therese, woran haben Sie gedacht! Haben Sie bei Ihrem ganzen Verkehr mit dem Hause de Vermont niemals von Guibert gehört? Ich habe Sie nicht so leicht vergessen. Ich habe de Vermont angebetet. Wenn er am Leben geblieben wäre, so würde Guibert nicht das geworden sein, was er jetzt ist, aber davon nichts weiter. Tragen Sie für sie Sorge, sage ich, und theilen Sie ihr mit, wenn sie wieder zu sich kommt, daß sie mit mir fertig ist.“

Hierauf verließ er hastig das Zimmer.

Zweimal schritt er die Galerie auf und ab und riß dann die Bibliothekthür auf.

Montalembert, dessen Körperkräfte gleich denen seiner Tochter schnell der Last des Schmerzes erlegen waren, ruhte ausgestreckt auf einem Sopha, wo sein Gesicht in die Kissen vergraben war, und seine Stirn auf seinen übereinander gelegten Armen ruhte. Als Guibert auf ihn blickte, begann das süße Gefühl des Mitleids, welches eine Freistätte in seiner Brust gefunden hatte, selbst für diesen verachteten sündigen Mann, den Mann, welchen er bis jetzt mit so bitterem und ungemildertem Gefühl der Geringschätzuug und des Widerwillens betrachtet hatte, zu flüstern.

Der Marquis war von seinen eignen Gedanken so völlig erfüllt, daß er, wie es schien, das Oeffnen der Thür nicht gehört. Er lag da, ohne den Kopf zu erheben; seine abgezehrten Glieder, seine untröstliche Lage, seine vernachlässigte Kleidung, sein verwirrtes Haar verkündeten das tiefste Elend. Guibert blickte ein paar Secunden auf ihn und ein der Reue ähnlicheres Gefühl als alles, was er noch in seinem Leben empfunden hatte, zuckte durch seine Brust. Er trat an das Sopha.

„Montalembert," sagte er mit ernster, gefühlvoller Stimme, „Sie haben in dieser Geschichte mehr gelitten, als ein alter rauher Bursche, wie ich ahnte. Ich habe Ihren Charakter verkannt und bitte Sie um Verzeihung. Ich werde meine abscheuliche Farce nicht weiter treiben. Ihre Tochter hat gesiegt. Wenn ich aber Opfer bringe, so müssen Sie ein gleiches thun. Sie liebt Victor

von Vermont, den Sohn eines Mannes — ich kann ihn nicht mit Ruhe nennen!“ seine ganz alte Reizbarkeit schien wieder zurückzukehren, als er das Wort aussprach — „ich kann in Ihrer Gegenwart nicht mit Ruhe an ihn denken! — Sie müssen alle Ihre alten Vorurtheile aufgeben, — Sie müssen!“

Sein Ton wurde hastig und hitzig, seine vorige Weichheit verschwand wie mit einem Zauberschlage.

„Es geziemt Ihnen, — ich sollte denken, daß Sie jetzt eine gehörige Lection erhalten haben. Und sei dem, wie ihm wolle; ich sage Ihnen, ich bin bereit, meine Ansprüche aufzugeben, denn ich möchte kein Haar auf ihrem lieben Haupte verletzen, geschweige denn, sie auf diese verfluchte Weise tödten! aber dann gehört es sich, daß auch Sie Ihren Theil thun, und so schwer Sie es auch finden mögen, und so hart es Ihnen auch vorkommen mag, so müssen Sie doch und sollen Sie sie mit de Vermont verheirathen.

Guibert hatte mit so großer Heftigkeit und Eile gesprochen, daß ihm keine Zeit geblieben war, die Gefühle seines Zuhörers zu beobachten, und Montalembert hatte aufgeschreckt und wie vom Blitz getroffen, nur seinen Kopf erhoben und seine Augen auf das Gesicht des Redners geheftet. Jetzt erhob er sich langsam und setzte sich aufrecht.

„Reden Sie im Ernst? fragte er, „oder ist dies nur eine neue Erfindung, um das Elend zu verspot-

ten, an welchem Sie so große Belustigung zu finden belieben."

„Ihr Vorwurf ist gerecht!" sagte Guibert mit besänftigendem Tone und in kurz angebundener Weise; „ich verdiene ihn, aber ich kann nicht anders. Ich spreche im Ernst, Montalembert, und bereue herzlich die unwürdige Rolle, die ich in Ihrem Hause gespielt habe. Aber entschuldigen Sie mich. Das Glück jenes guten Mädchens flößt mir ein so tiefes inniges Interesse ein, daß ich meine abscheuliche Macht noch einmal zu ihrem Gunsten anwenden muß. Ich sage Ihnen, ich will alle meine Ansprüche mit Freuden aufgeben; aber Sie müssen in eine Bedingung willigen — Sie müssen einwilligen, sie mit de Vermont zu verheirathen."

„Sprechen Sie im Ernst?" wiederholte der Marquis.

„Nun natürlich. Es thut mir leid, daß Sie sich bei meiner Bedingung zu bedenken scheinen, aber alte Vorurtheile sind stark."

„Ihre Bedingung," sagte Montalembert, als ob er aus einem langen Traume erwache, „Ihre Bedingung — ist das Alles? — Es giebt einen Gott und er ist gnädig!"

Und hiermit sank sein Kopf auf seine Hand. Er gab sich einige Sekunden lang seinen Gefühlen hin und nahm dann die Hand vom Gesicht. Es trug jetzt ein selbst bei ihm schönes Lächeln.

„Guibert," sagte er, indem er seine Hand ausstreckte, „ich weiß nicht, was dies bei Ihnen bewirkt haben mag, aber ich bin ein neuer Mensch geworden. Die eisernen Vorurtheile der Leidenschaft früherer Tage sind gebrochen und wie Spreu vor dem Winde verweht, der kalte, eisige, egoistische Stolz und Groll, den ich hegte, ist verschwunden. Um sie glücklich zu sehen, würde ich gern tausend Tode sterben. Denken Sie, daß ich zaudere? — ich kann keine Worte finden — ich bin kein Mann der Worte — ich danke Ihnen vom Grund meiner Seele —"

„Nun," sagte Guibert heiter, nachdem er sich jedoch einmal mit der Hand über die Augen gestrichen hatte, „nun dann haben wir weiter nichts zu thun, als den jungen Burschen aufzusuchen und den Priester herbeizuschaffen und dazu will ich mich selbst fortmachen."

Und er entfernte sich mit einer ihn ehrenden Delikatesse, damit Montalembert seine Tochter aufsuchen konnte.

. . . . . . . . . . . . . . . .

Es war ein heiliges Zusammentreffen, eine süße, unaussprechliche Freude, als Virginie in seinen Armen lag und ihre sanften Augen durch Thränen, welche Beider Wangen benetzten, in dem Gesicht ihres Vaters sein und ihr Glück las.

Man sagt, daß die Beschreibung des Glückes langweilig sei. Dies ist jedoch wohl nicht vollkommen wahr,

Es wird wohl eher das sein, daß die Feder des Erzählers müde wird und er sich sehnt, die von ihm beschriebene Ruhe zu theilen. Würde es aber schal oder nutzlos sein, die Wirkungen der Freude zu verfolgen, wo wir denen des Schmerzes gefolgt sind, zu beschreiben, wie der milde Balsam des Friedens und der Liebe, die vertrockneten Adern erfüllt und durch seine gesegnete Chemie die vergifteten Quellen des Lebens in heilende Gewässer verwandelt, die Ruhe der überspannten und ermüdeten Nerven zu malen; sie, die Gute, Schöne, an der Brust ihres Geliebten, Beide mit dem väterlichen Segen beglückt zu zeichnen, das behagliche Gefühl des Rechtthuns zu schildern, welches die Brust des alten Guibert erwärmte, als er sich dem schönen Enthusiasmus, welchen die Bewunderung so vieler Güte in seinem Herzen erweckt hatte, hingab und einem großen Vermögen, einer schönen Erbin seinem Vortheil und seiner Laune und, mehr als dies, seinen alten Vorurtheilen, seiner Rachsucht und seinem Groll entsagte, um ein treffliches Wesen glücklich zu machen — oder den Himmel in der Brust des unglücklichen Montalembert, als er, nachdem die verzehrenden Feuer eines unerträglichen Elendes seine Brust geläutert hatten, und er sich als gesänftigter, von guten Neigungen und Gefühlen erfüllter Mensch wieder gegeben wurde, oder die Belohnung Theresens, die Freude in der Freude Anderer —?

Auch der Priester darf nicht vergessen werden. Er hatte ebenfalls eine Lehre — eine Lehre des Selbst-

mißtrauens, der Warnung vor dem Umherschweifen der Phantasie, des Vermeidens jener gefährlichen Grenzlinie, die das Unrechte von dem Rechten trennt, erhalten. Er hatte gelernt, wie unwissend der Mensch in Bezug auf seine eigene moralische Schwäche ist, und daß der Sterbliche, wenn einmal die Fluth der Leidenschaft hereinbricht, nicht zu sagen vermag: So weit sollst Du gehen, und hier sollen Deine stolzen Wogen anhalten! In dem Geiste der Selbstaufopferung und Selbstunterjochung, welcher, wenn auch bis zum Abergläubischen übertrieben, doch immer noch die schönste Eigenschaft der Kirche, der er angehört, ist, bat er um die Erlaubniß, die Hände der Liebenden zusammen zu fügen, rnd trat, nachdem er sie eingesegnet hatte, seine Pilgerschaft an, um den umnachteten Wilden des fernen Ostens Gerechtigkeit, Wahrheit und das künftige Gericht zu predigen. Und Jahre darauf sahen diejenigen, welche ihm in diesen Wildnissen begegneten, ihn nicht in hochmüthiger Verachtung und geistlichen Stolz über seine Mitsünder zu Gericht sitzen, sahen ihn nicht in von den Händen der armen Unwissenden, welche ihn umgaben, erbauten Steinpalästen. Er reiste mit dem Stabe in der Hand wie ein Apostel der alten Zeit umher und wirkte in der Einfachheit des Evangeliums. Er hatte die Dinge, welche die Diener eines gemeinschaftlicheu Herrn unter den civilisirten Europäern trennen und erbittern, bei Seite geworfen, er hatte das allgemeine Evangelium in Liebe, Gerechtigkeit und Wahrheit gepredigt; die

Götzen, welche die Einbildungskraft jener armen Kinder der Barbarei irre leiten, niedergestürzt, und an ihrer Stelle das reine Bild des Vaters, wie es in dem Sohne glänzte, — die Ehrfurcht erweckende Umfaßbarkeit des allmächtigen und gerechten Schöpfers gesetzt. Er hatte sie von dem eisernen Joch abergläubischer Schrecken und sklavischer Gebräuche befreit und sie dagegen zu dem herrlichen Gehorsam des Sohnes Gottes unterjocht. Er war ihr Vater und ihr Freund. Er bildete ihr Herz und beseelte ihren Geist. Blutige Kämpfe und Aufregung wurden mit heiterer Arbeit und vernünftigem Gehorsam, Willkür und Streit mit Liebe, Frieden und unschuldiger Freude vertauscht. Und die Wildniß und die Wüsten erfreuten sich ihrer und die Wüste blüht wie die Rose und der Wolf wohnt bei dem Lamm und der Leopard legt sich mit dem Zicklein und dem Kalbe und dem jungen Löwen und dem Widder zusammen und ein Kindlein konnte sie leiten.

Ende des dritten und letzten Bandes.

Druck von H. Voigt in Penig.

Marsh-Caldwell, Anne,

Geschichten aus Wald und Feld Der 'Erzählungen alter Leute' erste Folge.
Von Mrs. March [d. i. Anne Caldwell Marsh]

Bd.: 3

Leipzig 1851